

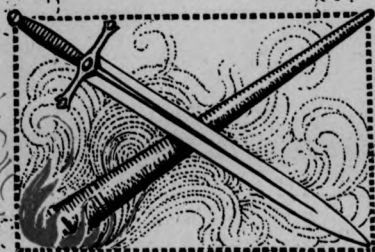
# Der europäische Krieg

und der Weltkrieg  
Historische Darstellung  
der Kriegereignisse von 1914-15

Von

Andreas Hemberger

Mit vielen Illustrationen, Karten und Plänen



A. Hartleben's Verlag

Wien und Leipzig

(Alle Rechte, auch das der Übersetzung vorbehalten)

Lieb- haberei.	<p><b>Das Buch der Liebhaberkünste u. Dilettanten-Arbeiten.</b></p> <p>Sachverständige Anleitungen zu künstlerischen, kunstgewerblichen und sonst nützlichen Beschäftigungen aller Art. Von Felix Moser. Mit 267 Abbildungen. 29 Bogen. Groß-Oktav. In Original-Farbendruck-Einband K 6.60 = 6 M.</p>	<p><b>Das Buch der Experimente.</b></p> <p>Physikalische Apparate und Versuche. Mechanische Operationen. Naturwissenschaftliche Liebhaberereien. Von H. v. Schweiger-Zerkowfeld. Mit 425 Abbildungen und Figuren und einer Beilage. 25 Bogen. Groß-Oktav. Gebdn. K 6.60 = 6 M.</p>
	<p><b>Das Mikroskop.</b></p> <p>Ein Leitfaden für Anfänger. Von M. A. v. Littendorff. Mit vielen Abbildungen. 16 Bogen. Klein-Oktav. Gebdn. K 2.20 = 2 M.</p>	<p><b>Der Experimentator im häuslichen Kreise.</b></p> <p>Ein Beschäftigungsbuch für Jung und Alt. Von Erich Rehnfeld. Mit 373 Abbildungen. 24 Bogen. Groß-Oktav. Gebdn. K 6.60 = 6 M.</p>
Photo- graphie.	<p><b>Der moderne Amateur-Photograph.</b></p> <p>Anleitung zur Erlangung geschmackvoller Photos mit den modernsten Hilfsmitteln. Von Alfred Parzer-Mühlbacher. Mit 8 Tafeln und 48 Abbildungen. 9 Bogen. Oktav. Gebdn. K 2.20 = 2 M.</p>	<p><b>Das Photographieren.</b></p> <p>Ein Ratgeber für Amateure und Fachphotographen bei Erlernung und Ausübung dieser Kunst. Mit Berücksichtigung der neuesten Erfindungen und Verbesserungen auf diesem Gebiete. Von F. F. Schmid. Zweite Auflage von Oberleutnant H. Setzer. Mit 123 Abbildungen, 6 Tabellen und einer Farbendruckbeilage. 29 Bogen. Oktav. Geh. K 6.60 = 6 M. Gebdn. K 7.50 = M. 6.80.</p>
	<p><b>Wie photographiert man?</b></p> <p>Kurze Anleitung zum Selbstunterricht in den Anfangsgründen der Photographie. Von Viktor Michelto. 5 Bogen. Klein-Oktav. Geh. K 1.20 = M. 1.10.</p>	<p><b>Die Photographie im Dienste wissenschaftlicher Forschung.</b></p> <p>Von Prof. Dr. Curt Schmidt. Mit vielen Abbild. 16 Bogen. Klein-Oktav. Gebdn. K 2.20 = 2 M.</p>
Verschie- denes.	<p><b>Wo Blumen stehen.</b></p> <p>Bilder aus der deutschen Pflanzenwelt.</p> <p>Von Günther von Bed. Mit 80 Originalaufnahmen. 13 Bogen. Oktav. Gebdn. in Origdb. 5 K = M. 4.50.</p>	<p><b>Die korrekte Kleidung.</b></p> <p>Von Kais. Rat Erich Huber. 10 Bogen. Oktav. Geh. K 3.30 = 3 M. Gebdn. K 4.40 = 4 M.</p>
	<p><b>Werden und Wesen der Persönlichkeit.</b></p> <p>Biologische und historische Untersuchungen über menschliche Individualität. Von Dr. Volto Stern. 15 Bogen. Oktav. Gebdn. K 3.30 = 3 M.</p>	<p><b>Homo sapiens.</b></p> <p>Einführung zu einem Kurse der Anthropologie. Von Dr. S. Giusfrida-Buggeri, Professor der Naturwissenschaftlichen Fakultät an der I. Universität zu Neapel. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen. Mit 7 Abbildungen. 15 Bogen. Groß-Oktav. Geh. K 5.50 = 5 M. Gebdn. K 6.60 = 6 M.</p>

H. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei Rawa schlugen unsere Truppen zwei russische Nachtangriffe ab.

Russische Vorstöße aus der Gegend Nowe Miasto hatten keinen Erfolg. Die Zahl der gefangenen Russen betrug dort 1500 Mann.

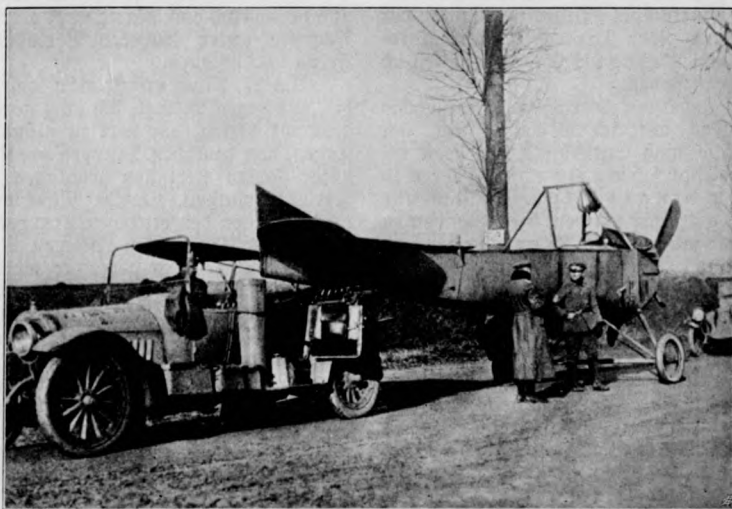
Am 9. März abgewiesene Angriffe auf Augustow, desgleichen 10. und 11. März. Bei Prajznsz hatten die deutschen Truppen die Offensive wieder aufgenommen.

Am 12. März wichen die Russen aus der Gegend von Augustow und nordöstlich bis hinter den Bobr und unter die Geschütze von Grodno zurück.

Nördlich des Augustower Waldes wurden die Russen geschlagen. Sie entzogen sich durch schleunigen Abmarsch in Richtung Grodno einer

leitung im Ernst dieser Meinung war, so werden die Ereignisse der letzten Tage sie über die Kampfkraft unserer Truppen eines anderen belehrt haben. Ihre mit so beredten Worten verkündete Offensive von Grodno durch den Augustower Forst ist bald gescheitert. Die Erfahrungen der dort vorgegangenen Truppenkämpfen der ersten Säze unserer heutigen Veröffentlichung. Bei Prajznsz stehen unsere Truppen nach vorübergehendem Ausweichen wieder vier Kilometer nördlich dieser Stadt. Seit ihrer Aufgabe sind auf den Kampffeldern zwischen Weichsel und Drzyc 11.460 Russen gefangen genommen.

Am 15. März hatte sich die Zahl der russischen Gefangenen aus den Kämpfen nördlich



Beförderung eines deutschen Flugzeuges.

Zeits. Weichselb. u.

völligen Niederlage; wir machten hier über 4000 Gefangene, darunter zwei Regimentskommandeure, und eroberten drei Geschütze und zehn Maschinengewehre. Auch aus der Gegend von Augustow hat der Feind den Rückzug auf Grodno angetreten. Nordwestlich Nitrolenta nahmen wir im Angriff drei Offiziere und 220 Mann gefangen. Nördlich und nordwestlich von Prajznsz schritten unsere Angriffe fort; über 3200 Gefangene blieben hier gestern in unseren Händen.

Zwei große Siege haben sich die Russen in ihren amtlichen Bekanntmachungen zugesprochen, den Sieg bei Grodno und den bei Prajznsz. In beiden Schlachten behaupten sie, je zwei deutsche Armeekorps geschlagen oder vernichtet zu haben. Wenn die russische oberste Heeres-

leitung des Augustower Waldes auf 5400 erhöht. Am 16. März wurde gemeldet:

Weiterwärts des Drzyc nordöstlich von Prajznsz griffen die Russen an, sie wurden überall abgewiesen. Besonders erbittert war der Kampf um Jednorozek, 2000 russische Gefangene blieben in unserer Hand.

17. März:

Schwache russische Vorstöße auf Tauroggen und Laugszargen wurden abgewiesen.

Zwischen Sztwa und Drzyc wurden russische Durchbruchversuche zurückgeschlagen.

Am 18. März gab die deutsche oberste Heeresleitung folgendes bekannt:

In der Provinz Ostpreußen und darüber hinaus sind in den letzten Tagen wieder unsinnige Gerüchte in Umlauf gesetzt worden, wo-

nach die Russen neuerdings einen Teil der Provinz Ostpreußen in Besitz genommen hätten. An der Hand der amtlichen Berichte ergibt sich, daß derartige Äußerungen nicht dem wirklichen Sachverhalt entsprechen.

Die von uns im Osten besetzte Linie verläuft von der Wilca längs der Ramka und Bzura bis zur Weichsel. Nördlich der Weichsel setzt sich die Linie unserer Truppen aus Gegend östlich Block über Zurominek und Stupst (beide südlich Mława) fort. Von dort verläuft sie in östlicher Richtung über die Gegend nördlich Prąszysz — südlich Mysziniec — südlich Kolno — nördlich Łomża und trifft bei Mocaraca den Bobr. Von hier folgt sie der Bobrlinie bis nordwestlich von Ossowiec, das von uns beschossen wird, läuft über die Gegend östlich Augustowo-Krasnopol — Mariampol — Pilwiżki — Szakt der Grenze entlang über Tauroggen nach Nordwesten, also von Anfang bis Ende ausschließlich auf feindlichem Boden.

In der äußersten Nordspitze Ostpreußens in der Gegend nördlich Memel sind am 17. März, also nach Entstehung der oben erwähnten Gerüchte, sechs russische Abteilungen eingefallen. Es sind alle Maßnahmen getroffen worden, diese Banden zu vertreiben, die man nur als *Ordbrenner* bezeichnen kann.

Über diesen Russeneinfall, der nur den Zweck einer billigen Rache haben konnte, besagte ein weiterer amtlicher Bericht vom gleichen Tage:

Einen billigen Erfolg errangen russische Reichswehrgarden beim Einbruch in den nördlichsten Zipfel Ostpreußens in Richtung auf Memel. Sie plünderten und steckten Dörfer und Güter in Brand. Den Städten des von uns besetzten russischen Gebietes ist zur Strafe die Zahlung größerer Summen als Entschädigung auferlegt. Für jedes von diesen Herden auf deutschem Boden niedergebrannte Dorf oder Gut werden drei Dörfer oder Güter des von uns besetzten russischen Gebietes den Flammen übergeben werden. Jeder Brandschaden in Memel wird mit Niederbrennung der russischen Regierungsgebäude in Suwalki und den anderen in unseren Händen befindlichen Gouvernementshauptorten beantwortet werden.

Am 19. März war die Lage bei Memel noch ungeklärt; am 20. März wurde gemeldet, daß Memel von den Russen besetzt sei. Der amtliche Bericht vom 22. März sagte aber bereits:

Aus Memel sind die Russen gestern nach kurzem Gefecht südlich der Stadt und hartnäckigem Straßentampf wieder vertrieben worden. Unter dem Schutze der russischen Truppen

hat hier russischer Böbel sich an Hab und Gut unserer Einwohner vergriffen, Privateigentum auf Wagen geladen und es über die Grenze geschafft.

Am 23. März wurde gemeldet:

Auf der Verfolgung der aus Memel vertriebenen Russen nahmen unsere Truppen Russisch-Krottingen und befreiten über 3000 deutsche, von den Russen verschleppte Einwohner.

24. März:

Unsere nördlich von Memel verfolgenden Truppen machten bei Polangen 500 Russen zu Gefangenen, erbeuteten drei Geschütze und drei Maschinengewehre und jagten dem Feinde viel geraubtes Vieh, Pferde und sonstiges Gut ab.

Bei Laugszargen südwestlich von Tauroggen und nordöstlich von Mariampol wurden russische Angriffe unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen.

Am 27. März erfuhr man, daß die Russen, die, wie gegen Memel, sich auch gegen Tilsit gewandt hatten, um dort zu plündern und zu jagen, von deutschen Truppen bei Laugszargen unter starken Verlusten geschlagen und zurückgetrieben wurden. Am 29. März wurde Tauroggen von den deutschen Truppen im Sturm genommen, 1000 Russen gefangen. Am 31. März konnte deutscherseits gemeldet werden:

Das russische Grenzgebiet nördlich der Memel ist gelaubert, der bei Tauroggen geschlagene Feind ist in Richtung Stawdwilie zurückgegangen.

Im Monat März nahm das deutsche Ostheer im ganzen 55.800 Russen gefangen und erbeutete neun Geschütze und 61 Maschinengewehre — zusammen mit der Beute aus der Schlacht in den Masuren eine Zahl, die auch für das angeblich an Menschenmaterial unerschöpfliche Rußland sehr wohl in Betracht kam.

\*

Über den russischen Raubzug nach Memel wurde folgender amtlicher Bericht ausgegeben:

Donnerstag den 18. März rückten die Russen, gleichzeitig von Norden und Osten kommend, in mehreren Kolonnen gegen Memel vor. Es waren sieben Reichswehrbataillone mit sechs bis acht älteren Geschützen, einige Reichswehrestadronen, zwei Kompagnien Marineinfanterie, ein Bataillon des Reserveregimentes 270 und Grenzwachtruppen aus Riga und Libau, im ganzen 6000 bis 10.000 Mann. Der unterlegene deutsche Landsturm zog sich von der Grenze auf Memel zurück und mußte schließlich auch durch die Stadt auf Haff und die Mehrung zurückgehen. Die Russen setzten an den Vormarschstraßen von Nimmerjatt und Lauzallen

zahlreiche Gebäude, vor allem Scheunen nieder. Im ganzen wurden fünfzehn Ortschaften in schwerer geschädigt. Eine erhebliche Anzahl von Landeseinwohnern, auch Frauen und Kinder, wurden nach Rußland fortgeschleppt, eine Anzahl Einwohner erschlagen. Am Abend des 18. zogen die Russen in Memel ein. Die Truppen wurden hauptsächlich in den Kasernen untergebracht.

Am 19. März abends erschien der russische Kommandant im Rathaus, forderte den Oberbürgermeister und später noch drei weitere Bürger als Geiseln und ließ sie in die Kasernen bringen, welche von den Russen bereits in einen unglaublichen Zustand versetzt waren. In den Straßen der Stadt trieben sich plündernde Gruppen russischer Soldaten herum, verhafteten Einwohner, drangen in die Häuser ein, zerklügelten Glascheiben, plünderten und raubten Lebensmittelgeschäfte, zwei Uhrmacherläden und einen Juwelierladen vollständig aus. In drei Fällen sind Vergewaltigungen weiblicher Personen festgestellt. Brände und Hauszerstörungen ereigneten sich im allgemeinen nicht. Die Nachricht, daß russischer Pöbel sich an den Ausschreitungen beteiligt habe, hat sich nicht bestätigt. Der russische Kommandant, dem das wüste Treiben seiner Leute anscheinend selbst ungeheuerlich erschien, suchte Einhalt zu gebieten, indem er die Plünderertruppe in die Kasernen zurückschickte und schließlich die Kasermentore schloß.

Am Samstag, 20. März vormittags war die Stadt selbst bis auf Patrouillen frei von russischen Soldaten. Am Samstag abends zogen die Russen ab. Nur einzelne verstreute Truppen blieben in Memel zurück. Diese wollten bereits ihre Gewehre auf dem Rathaus abliefern, als am Sonntag nachmittag von neuem stärkere russische Truppen von Norden her in die Stadt einrückten. Sie stießen in Memel bereits auf deutsche Patrouillen, denen stärkere deutsche Truppen von Süden her folgten. Im energischen Angriff warfen sie die Russen aus Memel heraus. Bei dem heftigen Straßenkampf verloren die Russen etwa 150 Tote. Die deutschen Verluste waren gering. Beim Zurückgehen rissen die Russen ihre nachkommenden Verstärkungen mit in die Flucht. Die Geiseln waren beim Herannahen der deutschen Truppen unter Bedeckung nordwärts abgefahren. Bei Königswäldchen blieb der Wagen stehen. Die Bedeckungsmannschaften flüchteten. Die verhafteten Bürger suchten nach Memel zurückzukommen. Hierbei fiel der Bürgermeister Pöckels zu Boden und wurde liegend von flüchtenden russischen Soldaten durch Bajonettstiche schwer verletzt.

Die Russen flohen, ohne Widerstand zu leisten, und wurden am 22. und 23. energisch verfolgt. Besonders beim Durchmarsch durch Polangen erlitten sie durch das Geschüßfeuer deutscher Kreuzer, die sich an der Verfolgung beteiligten, schwere Verluste. Es fielen 500 Gefangene, drei Geschütze, drei Maschinengewehre und Munitionswagen in unsere Hand.

Die russische Unternehmung gegen Memel kennzeichnet sich als ein Raubzug, bei dem es von vornherein weniger auf militärischen Erfolg als auf Beute und Verwüstung ankam. Ein gleicher Raubzug scheint gegen Tilsit geplant gewesen zu sein. Der russische Kommandant fragte den Oberbürgermeister von Memel, wie es in Tilsit aussehe, und war sehr erstaunt zu hören, daß diese Stadt sich in den Händen der Deutschen befinde.

Bei den deutschen Truppen, die Memel säuberten, befand sich der jüngste Sohn des Kaisers, Prinz Joachim von Preußen. Er wurde überall, wo er erkannt wurde, von der Bevölkerung freudig begrüßt. Er hielt eine Ansprache, in der er erklärte, daß es im ganzen deutschen Vaterlande keinen gibt, der nicht empört sei über die ruchlosen Taten, die der Stadt zugefügt wurden. Wir werden, sagte der Prinz, nicht eher ruhen, bevor der Feind hierfür genügend bestraft ist.

Feldmarschall v. Hindenburg auferlegte außer dem Gouvernement Suwalki auch den übrigen Teilen des besetzten russischen Gebietes Kontributionen als Strafe für den russischen Einbruch in Memel, unter anderem der Stadt Lodz eine halbe Million.

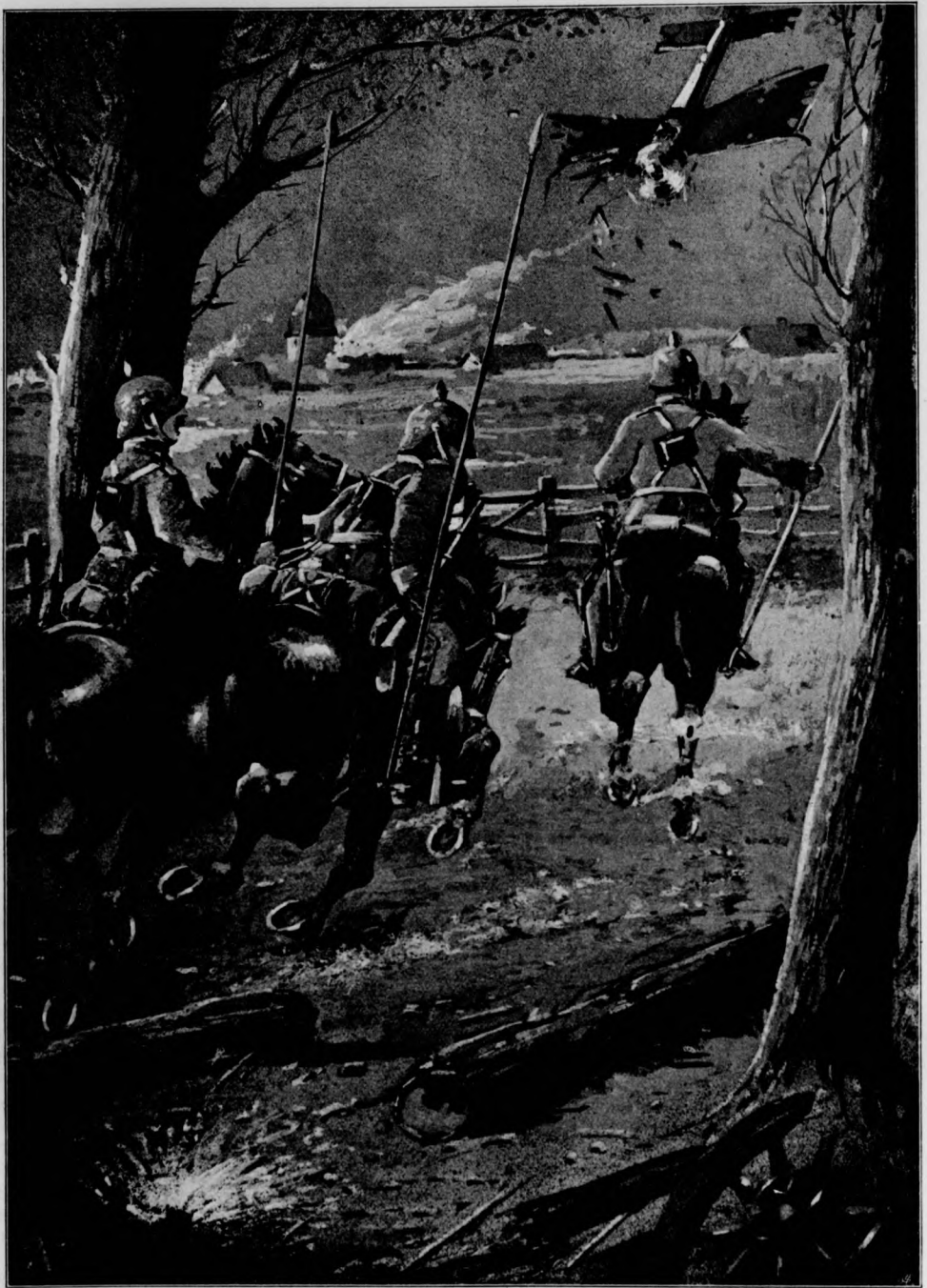
\*

Ein anderer Bericht über die Säuberung Memels lautet:

Die Räumung Memels ist so schnell besorgt worden, daß zu erheblichen Zerstörungen einfach keine Zeit blieb, auch nicht zum Verschleppen der Einwohner. Etwa hundert haben die Russen zunächst mitgeführt, bei den Kasernen aber wieder laufen lassen. Wie von glaubwürdiger Seite mitgeteilt wird, haben die russischen Infanteristen ihnen von den Einwohnern angebotenes Geld zurückgewiesen und die Kasernen in einem Falle verhindert, in die Kasernen einzudringen.

Jedenfalls ist der Feind nach seiner kurzen Gastrolle in dem nördlichsten Gipfel des Deutschen Reiches völlig vertrieben und man faßt sich an den Kopf, wenn man liest, daß dieser militärisch belanglose Zwischenfall in Petersburg als „Sieg“ gefeiert wurde.

Inzwischen war ein heftiger Kampf bei und nordwestlich von Tauroggen, also etwa



Deutsche Kavallerie verfolgt ein russisches Aufklärungsflugzeug.

Nach einer Originalzeichnung von A. Corbelli.

100 Kilometer südlich auf russischem Gebiet im Gange. Ein Kanonenschuß aber, der in der Nacht fiel, hat jedenfalls das Signal zu einem schleunigen Rückzug des Feindes gegeben, denn am Morgen des 27. März war er aus seinen Stellungen verschwunden. Er hat es vorgezogen, im nächtlichen Schneegestöber abzuziehen. Die wiederholten enormen Marschleistungen der deutschen Truppen haben ihn offenbar äußerst mißtrauisch gemacht. Jedenfalls ist Ostpreußen wieder völlig frei vom Feinde.

\*

Das „Memeler Dampfboot“ gab von den drei Tagen russischer Herrschaft in Memel unterm 24. März folgende Schilderung:

Kurz vor dem Einbruch der russischen Horden wurde Memel noch als „die friedliche Ede“ bezeichnet. Lang, monatelang war unsere Kreisgrenze nur den Angriffen schwacher russischer Streikräfte ausgesetzt. In den Februar- und Märzwochen häuften sich die Angriffe, und die Gefechte wurden heftiger. Schließlich hatten die Russen große Streikräfte — es sind schätzungsweise 6000 Mann gewesen — zusammengezogen, um Memel in ihre Hand zu bekommen. Am Mittwoch, den 17. März, wurde der Anmarsch durch die ausgefallenen Feldwachen gemeldet, am Donnerstag erdröhrte Kanonen Donner, verwundete deutsche Soldaten wurden häufiger durch die Stadt gebracht. Die Lage der Verteidigungsmannschaften ward immer schwieriger und der Verteidigungsring um die Stadt immer enger. Ihren Weg zeichneten die Russen durch Brand. Der ganz Kreis Memel ist von diesen Barbarenhaufen niedergejagt, Häuser, Gehöfte, Güter, Dörfer, ganze Gemeinden sind in Schutt und Asche gelegt. Überall Schrecken und Grauen.

Scharen um Scharen ländlicher Flüchtlinge strömten nach der Stadt, um sich aller Notwendigstes, um ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Doch wie war es da mit ihrer Sicherheit und Versorgung bestellt? Unserer Stadtbehörde, die sich um all die Flüchtlinge bemühte und zu bemühen bestrebt, blieb nicht die Zeit, um den Jammer und das Elend der Flüchtlinge zu stillen.

Donnerstag abends zwischen 6 und 7 Uhr drangen die ersten Russen in die Stadt ein. Beide Brücken, die Börsen- sowohl als auch die Karlsbrücke, waren am Abend von russischen Völkern besetzt, die kaum jemand durchstießen. Wer in ihre Nähe kam, wurde angefaßt, durchsucht und zurückschickt. Vor dem Kaiser Wilhelm-Denkmal auf dem Alexanderplatz hatte sich ein russischer Haufe gesammelt. Trompetensignale waren zu hören und ebenso Gesang und Hurraufen. Blutrot war der Himmel, der über Memel sich spannte. In den Straßen irrten Männer, Frauen, Kinder umher. Von Angst und Verwirrung getrieben, wollten sie ihr Leben in Sicherheit bringen. Es war zu spät, schon waren die Russen in der Stadt. Da half nur Besonnenheit, und wer besonnen war, begab sich nach Hause. Und all die Flüchtlinge, die Heimsatlosen — sie mußten suchen, wo unterzukommen.

Unsere Verteidiger zogen sich nach der Holzstraße zurück, um vom Hafenaubamt sich auf die Nehrung hinüberzusetzen. Oberstleutnant Conradi leitete den Rückzug, und seiner Fürsorge ist es zu danken, daß circa 1000 Zivilpersonen ebenfalls von dort auf die Nehrung in Sicherheit gelangten. Durch Malchinengewehre, die in der Holzstraße vor dem Hafenaubamt aufgestellt waren, wurde der Rückzug gedeckt. Unseren Truppen gelang es, kaum behelligt, sich nach der Nehrung zurückzuziehen.

Sonnig und kalt war der Freitagmorgen. Am Ballastplatz sah man noch Röhme mit Flüchtlingen nach der Nehrung hinüberfahren. Ein unheimliches Gefühl beschlich jeden, der in der Stadt verblieben, sich auf die Straßen hinauswagte, beim Anblick der russischen Raubpatrouillen. Fast sämtliche Schaufensterheiseln in der Libauerstraße waren und wurden Freitagmorgen eingeschlagen. Im späteren Verlaufe des Tages und an den nächsten beiden Tagen folgten sehr viele in den anderen Straßen. Hauptächlich hatten es die Russen auf die Delikatwarens-, Kolonialwaren-, Konfitüren-, Uhren-, Schuh- und Zigarrengeschäfte abgesehen, die sie auf russische Weise ausplünderten. Nicht genug mit dem Plündern und Rauben in Geschäften, drangen die Patrouillen selbst in viele Privathäuser ein, wo sie teils nach Militärpflichtigen sahen, teils — und das mag am häufigsten geschehen sein — plünderten und Frauen und Mädchen vergewaltigten. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß sich unter dieser Raubhorde auch anständige Soldaten befanden, die verschiedene Dinge bezahlten und höflich die Hand beim Eintreten und Weggehen gaben. Die Straßen waren fast menschenleer bis auf die Libauerstraße, die sowohl von Russen als auch von Zivilpersonen belebt war.

Das unwirtliche Wetter am Samstag schreckte selbst die Mutigeren ab, sich auf die Straße zu begeben. Wer nicht vom Hunger getrieben, sich nach Lebensmitteln umzusehen brauchte, blieb zu Hause. An diesem Tage war auch kaum jemand von den Russen zu sehen. Erst am Abend wurde es lebhafter. Ab und zu wurden Schüsse in der Libauer- und Polangenstraße abgefeuert. Man konnte es den Russen ansehen, daß sie sich in Memel nicht recht sicher fühlten. Größere Trupps russischer Militärs zogen vornehmlich während der Dunkelheit in die Stadt ein, um sie im Dunkeln auch wieder zu verlassen.

Die Vorboden der nahenden Befreiung waren Sonntag vormittags eine Dragoner- und eine Infanteriepatrouille, die mitteilten, daß am Abend unsere Truppen hier sein würden. Am Vormittag war auch nur selten ein Russe in der Stadt zu sehen. Erst mittags ritt eine kleinere Anzahl die Libauerstraße hinauf und hinab. Vereinzelt Gewehrshüsse ließen auf die Nähe unserer Soldaten schließen. Gegen Abend wurde ein Teil der Polangenstraße nach Zivilpersonen abgesehen. Männer, Frauen, Greise und Kinder, selbst Schwerfranke und Säuglinge wurden aus den Häusern getrieben, um dann planlos durch die Stadt geführt zu werden, bis man schließlich zur Kaserne gelangte, wo alle wieder freigelassen wurden. Vermutlich sollten die Gefangenen den Russen als Dedung gegen die anrückenden Deutschen dienen. Ein furchtbares Gewehrfeuer setzte abends gegen 7 Uhr ein. Die Hauptmasse der Russen hatte schon am Morgen die Kaserne verlassen.

In der Nacht ward es still. Am Montagmorgen konnte man das Ergebnis des Gefechtes sehen: eine Anzahl der Russen lag in der Libauerstraße und ebenso am Steintor. Ein gräßlicher Anblick! mit wadschleichen Gesichtern und gebrochenen Augen lagen sie da. Zwei hatten gehofft, in einem ausgeschlagenen Schaufenster Sicherheit zu finden. Doch sie waren von deutschen Kugeln getroffen und lagen zusammengetauert an ihrer Zufluchtsstätte. Auch zwei deutsche Soldaten, der eine die beringte Hand ausgestreckt, hatten den Tod gefunden. Draußen neben der Chaussee nach Althof lagen außer vielen Russenleichen, auch elf erschossene Zivilpersonen, die dorthin aus den letzten in jener Stadtgegend gelegenen Häusern geschleppt waren. Jammer und Elend überall. Eine traurige Nachricht, um so trauriger, als sie einen edlen und lieben Menschen betrifft, muß mitgeteilt werden: unser zweiter Bürgermeister Podols, der aus dem Rathaus in letzter Stunde zusammen mit einem städtischen

Baubeamten verschleppt, dann aber, als der Schlitten, in dem er mit seinem Lebensgefährten saß, bei Königs-wäldchen umschlug, wieder freigelassen wurde, hat, als er sich schnell entfernen wollte, einen Bajonettstich durch den Magen erhalten.

Es sind der Eindrücke so viele, die man während der dreitägigen Russenseit und nach der Befreiung in unserer Stadt empfangen hat, daß man die ganze Furchtbarkeit des Krieges aus eigener Anschauung ermessen kann. Ekel und Grauen ergreifen bei der Erinnerung der Schandthaten die man mit eigenen Augen hat ansehen müssen. So furchtbar haben diese Greuel-taten auf einzelne Personen eingewirkt, daß sie aus Verzweiflung ihrem Leben selbst ein Ende gemacht haben, oder aus Todesangst gestorben sind. Opfer des Krieges, des furchtbarsten Krieges!

\*

In der Umgebung von Memel hatten die Russen nicht weniger schändlich gehaust.

Dicht vor Memel, schreibt man, lag das ganze Althof in Asche, Zerrenhaus, Scheunen und Ställe. Im Kuhstall die verbrannten Kadaver von 80 schönen ost-preußischen Milchkühen, nach bekannter Rosakenmethode vernichtet. Jenseits der Stadt mehrten sich die Brandstätten, weniger an der Straße als an den Nebenwegen und am Strande. Man sieht hier nur selten geschlossene Ortshäfen. Die Höhen liegen zerstreut zwischen den Ädern. Draußen auf dem Meere zog eines unserer Kriegsschiffe entlang. Die Leute standen an der Straße und vor ihren Häusern und unterhielten sich — nicht sonntäglich besuchlich, sondern mit sorgenvollen Gesichtern. Sie und da fuhr ein hochbepackter Flüchtlingswagen vorüber. Manche äußerten die Absicht, auch fort-zugehen. Sie hatten sich so lange sicher gefühlt. Jetzt hat sie das Ansehn doppelt hart getroffen. Eine Gruppe großer, kräftiger Littauer stand am Wege. Sie erzählten, wie morgens um 6 Uhr plötzlich die Russen zwischen den Häusern waren und sie nur mit Mühe im Nebel entwischt seien. Wer nicht schnell war, wurde mitgeschleppt. Vielesach sind Männer entkommen, die im Freien waren, während ihre Frauen und Kinder in den Häusern überascht und mitgeführt wurden. In Memel hatte ich schon von einem Unteroffizier gehört, der durch sein energisches Verhalten einen ganzen Stadtteil vor Gewalttaten bewahrt hat. Es ist sehr bezeichnend, daß gerade dieser Latkräftige seinen Quartierwirten sagte, er mache nicht länger mit auf russischer Seite, sondern er wolle sich beim Rückzug gefangen geben. Er sprach offen seinen Abscheu vor dieser Art Kriegsführung aus und ist tatsächlich in Memel zurückgeblieben. Es ist leider die Ausnahme, daß den Führern das Unwürdige ihrer Lage deutlich wird, daß sie sich so oder so dagegen auflehnen. Wenn echter, ritterlicher Soldateneinstich im russischen Offizierskorps die Regel wäre statt klauischer Gehorsams, so würden die Memeler Schandthaten wie vieles andere nicht möglich gewesen sein. Hier, in der allernördlichsten Landspitze wie an mehreren Stellen von Litth herauf, sah ich lange Reihen von Schanzar-beitern tüchtig an der Arbeit. Es wird energisch vorgezogen, um auch diesen Teil unserer langen Grenze in Zukunft sicherzustellen. Als wir nach Memel zurückkehrten, lag einer unserer Kreuzer im Hafen. Hunderte sonntäglich angetaner Menschen standen am Ufer, um ihn zu betrachten.

Wir sind beim Landrat. Ein lebhafter, beweglicher Herr, der trotz seiner 67 Jahre während der Schredenstage unermüdet für seine Kreisinsassen tätig war. Seit 32 Jahren vermalter er den Kreis. Er sagt es nicht, aber man hört es aus seinen Mitteilungen zwischen den Worten, wie nahe ihm alle die Gewalt-taten, die Leiden und Verluste seiner Kriegsbefohlenen gehen, wie unglücklich er ist, daß es nicht in seiner Hand

lag, das Schredliche zu verhindern. „Leider ist auch viel Getreide verbrannt,“ sagt er. „Ich habe all die Monate gemahnt, daß es gedroschen und abgetleert wird. Die Leute fühlten sich zu sicher, haben ihre Lebe-lang Tür an Tür mit denen hinter der Grenze ge-lebt, konnten sich einfach nicht vorstellen, daß Tod und Verderben von dort über sie kommen würden. Sie haben nicht bedacht, daß ganz andere Menschen als die Littauer jenseits der Grenze hereinmarschieren würden. Jetzt ist alles wie ein aufgestörter Ameisenhaarm.“ — „Wir haben sie draußen gesehen, Mure und Treppen stehen voller Menschen.“ — „Es sind ja immer welche da. Auch in Friedenszeiten. Aber jetzt sind es natürlich mehr. Kriegsschadensansprüche, Vorentscheidungen werden beantragt und Rat verlangt. Sollen wir bleiben oder flüchten? Kommen die Russen wieder? Ich bin ganz überzeugt, sie kommen nicht mehr herein. Aber bestimmt raten: bleibt, auf meine Verantwortung — wo es sich um Leben und Tod handelt — das kann ich nicht. Hier muß jeder seinen Entschluß auf eigene Verantwortung fassen!“ Ein Gespräch mit dem Landes-hauptmann, der in Königsberg vor seinem Schreibtisch sitzt, unterbricht ihn: Es handelt sich um Dörfer auf der Nehrung. Die 10.000 Flüchtlinge haben natürlich alle Nahrungsmittel aufgegessen. Nun muß für Ersatz geforgt werden. Vor allem sind alle Kartoffeln verzehrt. Bald wird ein Kahn mit neuen unterwegs sein.

Der Oberwachmeister tritt herein, ein Riese, ein Eichstamm, wie aus Tacitus Zeiten, steht er da mit seinem graublonden Vollbart und den buschigen Brauen. Er gibt uns die Adressen der überlebenden Opfer, die wir besuchen wollen, und erzählt, wie gegenüber seiner Wohnung Rosaken in ein Haus drangen und schossen, worauf drei greise Bürger und ein junger Burche darin tot gefunden wurden. Ganz sinnlose Morde, an wehrlosen Menschen verübt. Genarmen kommen herein, gleichfalls um ihre Erlebnisse zu berichten, lauter große, starke Menschen, alle ebenso schlacht und schlacht, kein einziger, der sich selbst in den Vordergrund stellt. Prächtigste Leute. Einer ist darunter, dessen Frau von einem Rosaken drei Treppen mit dem Bajonett hinaufgejagt wurde, worauf er alle Frauen und Kinder in die Woh-nungen einschloß und sagte, er werde das Haus jetzt anfeinden. Dieses Spielen mit der Todesangst lehrt fast in allen Berichten wieder. Es ist das Maligne, womit diese Helden sich bei allen Gelegenheiten ergötzen. Sein Verd ist hinter dem Rosaken die Treppen hinauf- und herabgeleitet. Wir fahren weiter. Im Krankenhaus liegt der Zimmermann, dessen Tochter vor den Augen der Eltern mißbraucht wurde, bis sie tot war, dessen Frau sich aus Verzweiflung vergiftete. Mit verbundenen Handgelenken liegt er im Bett. Es ist immer das gleiche.

\*

Wie die Russen hausten, davon hatte Ost-preußen früher schon fürstbare Proben zu er-leben gehabt. Anfang April veröffentlichte die deutsche Regierung authentisches Material über die Greuelthaten russischer Truppen gegen deut-sche Zivilpersonen und deutsche Kriegsgefangene. Die dieses Material einleitende Denk-schrift lautete:

Die russischen Truppen haben im gegen-wärtigen Kriege Greuelthaten begangen, die mit den Geboten der Menschlichkeit wie mit den Ge-bräuchen zivilisierter Völker unvereinbar sind und ihre Kriegsführung als eine geradezu bar-barische erscheinen lassen. Diese Greuelthaten richteten sich sowohl gegen die friedliche Bevölke-rung der von ihnen besetzten deutschen Gebiets-



teile, als auch gegen deutsche Soldaten, die in ehrlichem Kampfe ihnen gegenüberstanden und das Unglück hatten, in ihre Gefangenschaft zu geraten.

Nach dem anliegenden Material handelt es sich nicht etwa um einzelne Rohheiten und Gewalttätigkeiten, sondern es sind an so vielen Stellen und bei so vielen Truppenteilen Greuelthaten selbst bestialischer Art vorgekommen, daß jedenfalls ein sehr großer Teil der russischen Armee von dem Geiste unmenschlicher Grausamkeit durchseht erscheint. Aus der großen Zahl der bereits bekanntgewordenen Fälle werden in den Anlagen diejenigen aufgeführt, die durch amtliche, insbesondere eibliche Vernehmungen oder dienstliche Meldungen einwandfrei festgestellt worden sind. Diese Fälle können indes nur als eine Auslese der tatsächlich vorgekommenen ungezählten Greuelthaten angesehen werden.

Es ist aller Welt bekannt, daß infolge der barbarischen Kriegsführung der Russen vorher blühende Teile Ostpreußens jetzt ein Bild trostloser Verwüstung bieten, daß ganze Ortschaften niedergebrannt und verödet sind, daß die friedlichen Bewohner, um sich vor Mord und Raub zu retten, flüchten und Hab und Gut im Stich lassen mußten. Nach amtlichen Feststellungen sind bei dem ersten wie bei dem zweiten Einfall der Russen in Ostpreußen Tausende von Männern, Frauen und Kindern weggeschleppt, andere Tausende ermordet, etwa 20.000 Gebäude zerstört oder eingeweiht und allein bei dem zweiten Einfall etwa 80.000 Wohnungen ausgeplündert und verwüstet worden; auch die letzte russische Unternehmung gegen Memel kennzeichnet sich als ein wüster, von Schandthaten aller Art begleiteter Raubzug. Welche Gewalttätigkeiten und Grausamkeiten die Bewohner im einzelnen erduldet haben, dafür legen die in den Anlagen enthaltenen Befundungen ein beredtes und erschreckendes Zeugnis ab.

In jeder denkbaren Art haben die russischen Truppen die bewegliche Habe der Armen wie der Wohlhabenden gestohlen, geraubt, geplündert oder mutwillig zerstört. Vieh und Vorräte wurden ohne Bezahlung und ohne Ausstellung von Gutscheinen weggenommen, Männer und Frauen mußten den geldgierigen Soldaten ihren letzten Groschen geben. Die Wohnungen wurden durchsucht und daraus geplündert, was dem einzelnen in die Augen stach, oft von verschiedenen Truppenteilen hintereinander. Schließlich wurden sinn- und zwecklos Häuser, Wirtschaftsgebäude und Vorräte in Brand gesteckt und dadurch vernichtet.

Die Bevölkerung, darunter auch Frauen und Kinder, wurde unter nichtigen Vorwänden

oder ohne jeden Grund mißhandelt, obwohl sie alles tat, um die Wünsche der russischen Soldaten wegen Unterkunft und Verpflegung zu befriedigen. Diese Mißhandlungen waren zum Teil von ausgesuchter Grausamkeit; so wurden in einem Falle die männlichen Bewohner eines ganzen Ortes, darunter der Amtsrichter, unter gleichzeitiger Bedrohung mit dem Tode ausgepeitscht. Auf Flüchtlinge wurde ohne weiteres geschossen. Vor allem aber wurden zahlreiche friedliche Bürger ohne jeden Anlaß, zum Teil sogar unter furchtbaren Martern oder in Gegenwart ihrer Angehörigen, ermordet. Junge Leute, die nichts geborgen hatten, wurden, nur weil sie militärpflichtig waren, erschossen. Ein Flüchtlingstransport wurde überfallen; die Männer wurden von den Frauen getrennt und ohne irgendwelches Verfahren getötet. Ein Oberförster, der einen Transport deutscher Strafgefangener begleitete, wurde von russischen Truppen gefangen genommen, vor den General Rennenkampf geführt und — anscheinend auf dessen berichtigten Befehl, alle deutschen Förster zu töten — kurzerhand erschossen.

Selbst vor Greifen, Frauen und Kindern machte die brutale Mordwut der russischen Soldaten nicht halt. Besonders schwer liegt der Fall der Ermordung eines kleinen Mädchens von zwei oder drei Jahren.

Grauenhaft ist die Feststellung, wie eine ganze Familie der Mordlust russischer Soldaten zum Opfer gefallen ist, der Mann war am Tische, ein Kind an der Tür festgenagelt, der Frau waren die Brüste abgeschnitten und der Leib aufgeschlitzt. In einem anderen Falle waren Mann und Frau mit den Zungen an den Tisch genagelt, so daß sie durch Hunger und Blutverlust zugrunde gingen.

Zahllos sind endlich die Fälle bestialischer Vergewaltigungen von Mädchen und Frauen. Vielfach wurden die bedauernswerten Opfer von mehreren Soldaten nacheinander mißbraucht, teilweise auch mit Geschlechtskrankheiten von ihnen angesteckt, hochschwangere Frauen fielen den viehischen Lüstlingen zum Opfer, selbst Greisinnen über 70 Jahre wurden nicht geschont. Ein kleines Mädchen von acht Jahren wurde von zwei russischen Soldaten hintereinander vergewaltigt. Auch Offiziere haben sich zu solchen Untaten hinreißen lassen.

Über die Greuelthaten, die von russischen Truppen an deutschen Kriegsgefangenen verübt worden sind, geben weitere Anlagen Aufschluß. In zahlreichen Fällen sind gefangene deutsche Soldaten ausgeraubt, angepien oder sonst grundlos mißhandelt worden. Ein russischer Offizier hat deutsche Soldaten, welche die Ihrigen nicht verraten wollten, mit dem Tode bedroht und tatsächlich einen von ihnen er-



Gefangene Russen.

schießen lassen. Russische Truppen haben Gefangene in enge Erdlöcher von ihrer Artilleriestellung eingesperrt, in der augenscheinlichen Absicht, sie durch das deutsche Feuer töten zu lassen. Kosaken haben gefangenen deutschen Soldaten im Vorbeireiten die Köpfe abgeschlagen und andere schwer verletzt oder durch Abschneiden von Gliedmaßen verstümmelt. Ein deutscher Gefangener wurde in grausamster Weise an ein Gängelwerk gebunden, um dort Hungers zu sterben. In einer Scheune wurden drei Hufaren mit den Köpfen nach unten aufgehängt und mit abgeschnittenen Nasen und Ohren aufgefunden, so daß sie unter furchtbaren Qualen gestorben sein müssen.

Auch vor barbarischer Verstümmelung und Hinmordung verwundeter deutscher Soldaten sind die russischen Horden nicht zurückgeschreckt. So haben sie Verwundeten die Verbände abgerissen, um sie verbluten zu lassen; anderen sind die Augen ausgestochen, die Zunge, die Ohren, die Finger und die Füße abgeschnitten und die Schädel eingeschlagen worden.

In verschiedenen Fällen haben die Greuelthaten sogar den Charakter teuflischer Marterungen angenommen. Es waren einem Leichtverwundeten, der mit einem Seitengewehr durch den Mund hindurch auf den Holzboden einer Veranda festgenagelt war, die Fleischteile an den Unterarmen vom Ellbogen bis zur Handwurzel abgeschält, auch die Finger bis zur Handwurzel auseinandergeschnitten worden. Ein anderer, der eine Schädelverletzung erlitten hatte, war mit einem Kalb in einem Stalle derartig zusammengebunden, daß das Tier bei jeder Bewegung mit dem Maul das bloßgelegte Gehirn berühren mußte.

Das Angeheuerlichte aber ist ein bei einem höheren russischen Offizier vorgefundener Befehl der obersten russischen Heeresleitung, beim Angriff

alle männlichen Einwohner in arbeitsfähigem Alter von zehn Jahren ab vor den Sturmkolonnen herzutreiben; dieser scheußliche Befehl, durch den der russische Oberbefehlshaber seinen Namen für alle Zeiten an den Pranger gestellt hat, war offenbar in der Absicht gegeben, daß die deutschen Soldaten, um dem russischen Angriff zu begegnen, ihre eigenen Angehörigen niederschießen sollten.

Die deutsche Regierung, heißt es in der Denkschrift, glaubte dieses barbarische, jedem Kriegsgebrauch wie jeder Menschlichkeit hohnsprechende Verhalten der russischen Truppen vor aller Welt brandmarken zu sollen, und legt hiermit gegen deren unerhörte Greuelthaten, als gegen eine Schande des zwanzigsten Jahrhunderts, auf das schärfste und feierlichste Verwahrung ein.

Das Belegmaterial, auf welches die Denkschrift Bezug nimmt, ist in einem Weißbuche mitgeteilt worden.

## Die wirtschaftliche Rüstung Deutschlands.

Verlassen wir dieses traurige Gebiet, das so unglaublich viel von menschlicher Massenverirrung zeigt; wenden wir uns freundlicheren Bildern zu: dem Deutschen Reiche, das inmitten der die beiden Zentralmächte umbrandenden Feinde ruhig und zielbewußt in dieser schweren, furchtbar schweren Zeit aufrecht stand, ein leuchtendes Beispiel allen Völkern der Erde. Trotz der vielen Opfer, die der Krieg an kostbaren deutschen Leben forderte, trotz der Über-

zahl von türkischen Feinden, keine Verzagtheit, sondern ruhige, durch nichts geminderte Zuversicht, unerschütterlicher Glaube an den endlichen Sieg der gerechten Sache. Ein herzerhebendes Schauspiel bot in diesen Tagen der deutsche Reichstag, der doch sicher als die Stimme des ganzen deutschen Volkes gelten mußte.

Am 10. März trat der deutsche Reichstag zusammen; er hatte den Staatshaushalt zu be-

raten und vor allem die Vorlage eines Zehnmilliardenkredits.

Präsident Kaempfer eröffnete die Sitzung mit folgenden Worten:

Meine Herren! Nach einer Vertagung von länger als drei Monaten heiße ich Sie alle zu neuer Arbeit in diesem Hause willkommen. Sie sowohl, die Sie zu den Fahnen einberufen und im Felde eingestellt sind, wie Sie, die Sie in Ihrer Heimat Ihre Arbeit der Kriegshilfsstätigkeit widmen, sind alle von dem Gedanken befeelt, dem Gedanken der siegreichen Durchführung des gewaltigen uns aufgezungenen Kampfes.

Auf allen Kriegsschauplätzen stehen wir mitten in der Entwicklung der kriegerischen Ereignisse. Im Westen hält unsere tapferere Armee mit echt deutscher Zähigkeit trotz aller Mühen und Strapazen auf einer Schlachtlinie von 400 Kilometer von den Vogesen bis zum Kanal unerschütterlich fest. Im Osten leitet ein genialer strategischer Gebante auf einer noch längeren Linie von der Ostsee bis zur Bulwinia unsere kriegerischen Operationen. Unter fast übermenschlichen Anstrengungen hat unsere Armee und die österreichisch-ungarische auf dem Felde Erfolge erzielt, wie sie die Welt seit den Tagen von Sedan nicht gesehen hat. Im Süden hält die tapferere osmanische Armee den Weg zu den Darbaneln verschlossen, in die einzubringen der Übermacht der englisch-französischen Flotte nicht gegliedert ist (Beifall), und schiebt ihre Vorposten vor bis an den Suezkanal, wo sie Ägypten bedroht, den Angelpunkt der britischen Weltmacht.

Als Deutschland vor sieben Monaten in den Krieg zog, war es sich bewußt, daß es sich in diesem Kampfe gegen eine übermächtige Koalition zu verteidigen habe, um seine Existenz, um sein politisches, sein wirtschaftliches Leben aufrechtzuerhalten. Niemals seit Beginn des Krieges ist die Absicht unserer Feinde, uns auch wirtschaftlich zu vernichten, unverhüllt hervorgetreten, wie in den letzten Wochen. Nicht mit den Waffen allein, nicht allein mit den an Zahl uns überlegenen Streitkräften, mit ihren Heeren und Flotten wollen unsere Feinde uns vernichten, nein, sie haben einen neuen Bundesgenossen, den Hunger, aufgerufen, und sie wollen, wie die englische Regierung erklärt hat, auf den Hunger als ihr Bundesgenossen nicht verzichten gegen den Lohfeind Englands, wie es von der englischen Regierung ausgesprochen worden ist. Deutschland hat darauf geantwortet. Bezugsnehmend, sich gegen diesen neuen Verbündeten unserer Feinde zu wehren, griff es zu dem einzig richtigen Mittel der Verteidigung, dem Angriff. Mit der Ruhe und Entschlossenheit, auf die wir Deutsche stolz sind, eröffnete die deutsche Admiralität den wirtschaftlichen Krieg gegen England mit unseren Unterseebooten, deren Mannschaften schon so viele Beweise ihres heldenhaften Todesmutes gegeben haben. Deutschland aber läßt sich durch den Hunger nicht besiegen. Wenn unsere Feinde glauben, uns auf diesem Wege durch die Androhung von Repressalien, die allen Völkern rechtlich böhsprechen, müde zu machen, so haben sie sich verrechnet. Sie haben ihre Rechnung nicht eingestellt auf die wirtschaftliche Kraft des deutschen Volkes, sie haben ihre Rechnung nicht eingestellt auf den Umstand, daß wir, wenn auch kleine Einschränkungen in der Lebensgewohnheit des deutschen Volkes etwa notwendig sind, doch genügend Lebensmittel haben, um das Volk zu ernähren.

Und was die finanzielle Kraft des Deutschen Reiches anlangt, so erlaube ich mir, daran zu erinnern, daß auch die zweite große Kriegsanzleihe von fünf Milliarden begeisterte Aufnahme im ganzen Deutschen Reich fand. Sie haben ihre Rechnung nicht eingestellt auf das Organisationstalent des deut-

lichen Volkes, das Ordnung zu bringen versteht auch in scheinbar unentwirrbare Verhältnisse. Sie haben ihre Rechnung nicht eingestellt auf die Stärke der Landwirtschaft, auf die Fröndigkeit und Tatkraft unseres Handels und unserer Industrie, die allen feindlichen Gegenmaßnahmen zum Trotz bis dahin unbefangene Hilfsquellen und Wege zu finden verstanden haben. Sie haben ihre Rechnung nicht eingestellt auf die Einmütigkeit der Nation und den festen Willen zum Sieg, (Beifall), der im Volke in jedem einzelnen vom ersten bis zum letzten unausrotbar vorhanden ist, demgegenüber alle Härten und Schwierigkeiten, die der Krieg notwendigerweise mit sich bringt, verschwinden, und der unüberwindbar ist, weil er sich stützt auf das feste Vertrauen in die Zukunft des Deutschen Reiches.

Ungeheuer groß sind die Verluste an Gut und Blut, die das Volk dem Vaterlande darbringt, ungeheuer groß auch die Verluste an Menschenleben, die mit fester und stiller Trauer und mit Entschlossenheit ertragen werden. Es kann nicht oft genug betont werden, daß ein Volk, das diese Opfer dem Vaterlande bringen will, das dieser Hingebung an das Vaterland fähig ist, nicht besiegt und nicht vernichtet werden kann. (Lebhafte Beifall.)

Wie der allmächtige Herr der Heerscharen bisher den Sieg an unsere Fahnen geknüpft hat, so wird, dessen sind wir sicher, auch der endgültige Sieg unser sein. Auf den blutigen Schlachtfeldern im Osten und Westen wird uns ein dauernder Friede erwachen, der uns führt zu neuer Blüte, neuer Macht und neuer Größe unseres geliebten Vaterlandes.

Der Präsident läßt sodann eine Reihe Depeschen verlesen, die anlässlich der kriegerischen Ereignisse an den Reichstag gelangt sind, darunter die Antworten des Präsidenten des österreichischen, des ungarischen und des osmanischen Parlamentes auf die Sympathieumgebungen des deutschen Reichstages.

Sodann ergriff der neue

### Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Doktor Helfferich,

das Wort zur Begründung der Regierungsvorlage. Der Schatzsekretär verwies einleitend darauf, daß das ganze deutsche Volk von dem einen Gedanken durchdrungen sei, durchzuhalten und zusammenzuhalten.

Die Voraussetzung erfolgreicher Wirkens sei das Vertrauen in die Unterstützung aller zur Mitarbeit Berufenen, insbesondere des Reichstages. An diesen wird er mit schweren Fragen herantreten müssen, die gewaltige Interessen berühren. Er wisse wohl, daß die Gegenfälligkeit der Weltanschauungen und der materiellen Interessen auch durch diesen Krieg nicht verschwinden werde und das sei gut so. Was Lebenskraft hat und wachsen will, muß sich rühren und wehren. Der wohltätige Widerstand, der hier eingeschaltet werden muß, ist das alles überragende Bewußtsein unseres deutschen Lebens und unserer Kulturgemeinschaft, die allumfassende Liebe zu unserem großen, deutschen Vaterlande. (Lebhafte Beifall.)

Zum Gegenstand der Tagesordnung übergehend, erklärte der Reichsschatzsekretär:

Der Haushaltsentwurf ist das erste Kriegsbudget des Reiches und schließt mit mehr als 13 Milliarden Reich ab, einer viermal so großen Summe als der umfangreichste bisherige Vorschlag. Für Heer und Marine sei ein detaillierter Entwurf überhaupt nicht vorgelegt worden, da während der Kriegszeit alle Ausgaben dieses Ressorts über den außerordentlichen Kriegsetat gingen. Auch für die Kolonien habe man davon Abstand genommen, einen detaillierten Etat aufzustellen, da die Regierung in diesen schweren Zeiten den örtlichen Instanzen für ihre Maßnahmen den weitesten Spielraum lassen müsse. Dort stehen Männer mit dem Herzen auf dem rechten Fleck auf der schweren Wacht und tun das Menschlichste, um die ihnen anvertrauten Gebiete und Menschenleben zu schützen und sich selbst und der deutschen Flagge Ehre zu machen, ja den Namen, die Ehre und die Zukunft der weißen Rasse auf den fremden Kontinenten zu retten.

Für Heer und Marine sei der Bedarf an fort-dauernden Ausgaben in der Höhe eines normalen Halbjahrsbedarfes ausgeworfen, und zwar im Zusammenhang damit, daß die im ordentlichen Etat angeforderten zehn Milliarden für ein rundes halbes Jahr vorhalten werden.

Hinsichtlich der Reichsschuld sei festzustellen, daß die planmäßige Tilgung, für welche 68 Millionen Mark eingestellt sind, aufrechterhalten werde, abgesehen von der Kriegsschuld, über deren Tilgung später Bestimmung zu treffen sein wird. Dagegen ist der Zinsendienst für die Kriegsschuld in voller Höhe in den ordentlichen Etat eingestellt. Wie sich die Verhältnisse bei der Reichsschuld später gestalten werden, hänge vom Ausgang des Krieges und von den Friedensbedingungen ab. Wir haben nicht darauf verzichtet können und denken nicht daran, darauf zu verzichten, daß unsere Feinde, abgesehen von allem anderen, uns für den materiellen Schaden einstehen müssen, den sie in diesem frevelhaft angezettelten Krieg angerichtet haben.

Soweit sich die Gestaltung der Reichsfinanzwirtschaft in diesen außerordentlichen Zeiten voraussehen läßt, glaubt Redner, daß der vorgelegte Etat für 1915 nicht nur äußerlich bilanziert, sondern auch sein innerliches Gleichgewicht in sich selbst trägt. Der Reichsschatzsekretär bittet den Reichstag, zu den bereits bewilligten Krediten von zweimal fünf Milliarden den im außerordentlichen Etat für 1915 angeforderten weiteren Kriegskredit von zehn Milliarden zu bewilligen, um auf diese Weise die nötige finanzielle Bewegungsfreiheit für die Weiterführung des Krieges bis zum späten Herbst zu sichern. Die Belastung sei groß und schwer, aber kein Opfer könnte zu groß und keine Last zu schwer sein, wenn es um unser Ein und Alles, wenn es um den Bestand und die Größe des Vaterlandes geht.

Das schwerste Opfer seien nicht die zehn Milliarden, sondern das gute deutsche Blut, das die Blüte unserer Jugend und Manneskraft draußen vor dem Feinde vergeht, ohne Murren und ohne Verzagen. In der schweigenden Selbsterständlichkeit einer heiligen Widerstandspflicht. Vor diesem Opfermüt können wir Dabeimaecheliebenden, denen es nicht vergönnt ist, mit den Brüdern draußen Not und Tod, Kampf und Sieg zu teilen, uns nur still verneigen, können wir uns nur geloben, daß alles, was an uns liegt, geschehen soll und getragen werden soll, um den Helden draußen ihre Aufgabe und ihr Los zu erleichtern und die Kräfte ihres Kämpfens und Sterbens zu sichern. Das Gerinaste, das wir in diesem Sinne tun können, ist die Bewilligung der für den Krieg erforderlichen Mittel. Aber mit dem Bewilligen allein ist es nicht getan. Die großen Summen müssen im Anleihenwege aufgebracht werden. Redner appelliert an die Mitglieber des

Reichstages, in ihren Kreisen für die Mitwirkung des ganzen Volkes an der Bewilligung der Kriegsmittel zu arbeiten. Es gelte, dem ganzen Volke klar zu machen, daß dieser Krieg nicht nur mit Blut und Eisen, sondern auch mit Brot und Geld geführt werde, daß es für diesen Krieg nicht nur eine allgemeine Wehrpflicht, sondern auch eine allgemeine Sparpflicht und eine allgemeine Zahlpflicht gebe. Auch der Kleinste dürfe sich nicht entziehen. Der Verschwenker notwendiger Lebensmittel und der Mammonstuecht, der sich nicht von seinem Bargeld trennen kann, sind ebenso verächtlich wie der Deserteur, der sich seiner Wehrpflicht entzieht. Wie es für das Heer auf jeden Arm ankommt, so geht der Ruf der finanziellen Kriegsleistung an alle, ob groß oder klein, und Schande über jeden, der sich taub stellt.

Redner gibt nunmehr einen Überblick über den Stand der Dinge auf dem finanziellen Kriegsschauplatz. Das Ausland habe lange die Augen vor dem wirtschaftlichen und finanziellen Wachstum Deutschlands verschlossen. Noch im Jahre 1911, zur Zeit der Marokkokrise, glaubten die Franzosen, uns durch die Zurückziehung ihrer Guthaben auf die Knie zwingen zu können. Diese Generalprobe unserer finanziellen Kriegsbereitschaft ist günstig ausgefallen. Aber die Franzosen haben aus dieser Erfahrung nichts gelernt, sondern sie bildeten alsbald die für die französischen Ohren ebenso angenehme wie für den Weltfrieden gefährliche Legende, nur die Gefahr des vollständigen finanziellen Zusammenbruchs habe Deutschland von einem Überfall auf Frankreich abgehalten. Auch England hat unsere wirtschaftliche und finanzielle Leistungsfähigkeit unterschätzt. Lond-George hat das Wort von den silbernen Kugeln gesprochen, mit denen England den Krieg gewinnen werde; und hat dabei geäußert, mit den silbernen Kugeln habe England schon früher seine Kriege gewonnen und Europa finanziert in dem größten Kreise, den es je durchgefochten, dem Kriege mit Napoleon I., und das sei es gewesen, was den Krieg gewonnen habe. Lord Wellington, von dem braven Marschall Vorwärts gar nicht zu reden, müßte sich bei dieser Einschätzung seiner Taten im Grabe umbrehen. Mit dem bloßen Geldbeutel allein, auch wenn er mit allen Künften von Subsidien und Bestechung gehandhabt wird, find Schlachten und Feldzüge nicht zu gewinnen. Den preußischen Grenadiere, die bei Waterloo zu rechter Zeit noch Wellingtons Truppen herausgehauen und damit Schlacht, Feldzug und Imperatorischdial entschieden haben, waren die silbernen Kugeln eine unbekannte Munition. Und unsere Zweieundvierziger und Unterleebote pflegen auch nicht mit Silber zu schießen, sondern mit gutem Stahl, der durch deutscher Hände Arbeit gewonnen und achert ist. Der Engländer variiert den Clausewischen Satz dahin: Politik und Krieg sind die Fortsetzung des Geschäftes mit anderen Mitteln. Wir Deutsche dagegen sehen im Kriege die schwerste, aber auch die erhabenste Prüfung, die das Schicksal einem Volke auferlegen kann, eine Prüfung, die alle moralischen, intellektuellen und materiellen Kräfte des Volkes auf den Plan ruft und aufs höchste anspannt. Diese Auffassung ist für unsere Zuversicht ein festeres Fundament als alles Gold und Silber der Welt.

Zimmerhin ist es gut, zu wissen, daß wir dem Gegner mit seinen eigenen Waffen dienen können. Die Entwicklung unseres Volkseinkommens und Volkseinkommens war vor dem Kriege auf einem Punkte angelangt, der uns gestattete, uns England gegenüber als gleichwertig, Frankreich gegenüber als überlegen zu betrachten. Wenn diese Entwicklung vom Auslande falsch eingeschätzt worden ist, so lag das hauptsächlich daran, daß unser Kapitalzuwachs zum weitaus größ-

ten Teil im Inlande zum Ausbau unserer Industrie und unserer Landwirtschaft Verwendung fand, während England und Frankreich den weitaus größten Teil ihres jährlichen Kapitalzuwachses in ausländischen Werten und Unternehmungen anlegten. Die wohlvorbereitete Organisation der finanziellen Mobilmachung hat die in vielen Jahren von Arbeit und Sparsamkeit angesammelten Kräfte in wirksamer Weise zur Geltung gebracht. Die Zahlungsmittelkrisis war bald überwunden. Banken und Sparkassen haben ihre Verpflichtungen auf Heller und Pfennig ohne Verzug erfüllt. Wir hatten nicht nötig, wie alle anderen kriegsführenden Staaten und wie die meisten neutralen Länder ein allgemeines Moratorium zu erlassen. Auch unser Staatskredit hat sich besser gehalten als derjenige Englands und namentlich Frankreichs.

Was nun die Kriegskosten anlangt, so werden diejenigen der verbündeten Donaumonarchie, angesichts der geringeren Effektivstärke der österr.-ungar. Armee, hinter den unserigen zurückbleiben. Unser zweiter Verbündeter, die Türkei, hat es stets verstanden, ihre Kriege mit dem Mindestmaß finanziellen Aufwandes zu führen. Auch sind ihre eigenen Hilfsmittel nicht zu unterschätzen. Soweit über dies hinaus eine Mitwirkung notwendig war, haben wir uns nicht entzogen, und wir haben uns nicht entzogen in den Angelegenheiten der finanziellen Kriegsführung in Fühlung mit dem früheren türkischen Finanzminister Dschawid Bey, den die türkische Regierung mit Spezialaufträgen nach Berlin geschickt hat.

Die Kriegskosten unserer Feinde sind ein gut Stück größer als die unsrigen und die unserer Verbündeten. England wird für die ersten acht Kriegsmonate auf eine Ausgabe von rund neun Milliarden Mark kommen. Seine tägliche Kriegsausgabe ist jetzt kaum mehr von 40 Millionen Mark entfernt. Diese Ziffer wird aber bald überschritten werden. Frankreich und Rußland zusammengekommen brauchen nicht viel weniger als den doppelten Betrag der englischen Kriegskosten. Rechnet man noch die Nebenkosten für die kleineren Verbündeten hinzu, dann wird die Summe der täglichen Kriegskosten unserer Gegner eher jenseits denn diesseits von 120 Millionen Mark liegen. Das sind 3600 Millionen Mark in einem einzigen Monat. (Hört! Hört!)

Im Gegensatz zu England wird bei uns der Rechnungsabluß für das laufende Finanzjahr voraussichtlich einen bescheidenen Überschuß bringen. Der Etat für das kommende Finanzjahr wird balancieren. (Beifall.) Ein zwingender Anlaß, aus Gründen des Gleichgewichtes des ordentlichen Etats zu neuen Steuern zu greifen, liegt für uns nicht vor, jedenfalls zurzeit noch nicht. Die verbündeten Regierungen haben deshalb geglaubt, zurzeit von der Einbringung von Kriegssteuern Abstand nehmen zu können. Sie haben geglaubt, dem Lande das Tragen der ohnedies schweren Kriegslasten nicht durch neue Steuern oder Steuererhöhungen noch schwerer machen zu sollen, solange aus der Gestaltung des ordentlichen Reichsetats heraus eine Notwendigkeit hiezu nicht vorliegt.

Für die Finanzierung des Krieges müssen also die Kosten so gut wie ausschließlich durch Anleihen oder durch Noten- oder Papiergeldausgabe aufgebracht werden. Wir haben durch den Erfolg der ersten Kriegsanleihe vom September vorigen Jahres einen Vorsprung erlangt. Die bis zur Anleiheemission entstandenen Kriegskosten ebenso wie die Beträge, die inzwischen über den Erlös der Kriegsanleihe hinaus verausgabt werden mußten, fanden ihre Deckung teils im Reichskriegsschatz, teils durch die bereiten Bestände der Reichshauptkassa, teils durch Begebung von Schatzwechseln, in der Hauptkassa bei der Reichsbank.

Die Anforderungen des Reiches an die Reichsbank sind jetzt wieder ihrem Kulminationspunkt nahe.

Denn sobald die Gelder auf die zweite Kriegsanleihe eingehen, wird die Inanspruchnahme der Reichsbank entsprechend abgeburdet. (Beifall.)

Die verbündete Donaumonarchie hat mit ihrer Kriegsanleihe im Spätherbst einen ansehnlichen Erfolg erzielt. Die Anleihe hat in den beiden Reichshälften zusammen mehr als drei Milliarden dreihundert Millionen Kronen erbracht, eine Summe, die unseren Gegnern zeigen muß, daß sie nicht nur unsere, sondern auch unserer Verbündeten Finanzkraft beträchtlich unterschätzt haben. (Lebhafter Beifall.)

Von den Gegnern hat lediglich England auf dem Gebiete der Anleihepolitik einen Erfolg aufzuweisen, der sich neben dem unserigen sehen lassen kann. Während aber der Kurs unserer Kriegsanleihe bald ansehnlich über den Emissionskurs hinausging, ist der Kurs der englischen Kriegsanleihe trotz aller Bemühungen, ihn zu halten, unter den Emissionskurs hinabgeunken. (Hört! Hört!) Wir können in Ruhe abwarten, zu welchen Bedingungen England seine zweite Kriegsanleihe herausbringt.

Rußland und Frankreich haben bisher nicht vermocht, eine einseitige große Finanzoperation zur Deckung der Kriegskosten durchzuführen. Bei Rußland, das schon in Friedenszeiten auf das Ausland angewiesen ist, nimmt das nicht wunder. Dagegen ist das Unvermögen Frankreichs zu einer durchgreifenden finanziellen Aktion erstaunlich. Frankreich hat kurz vor dem Kriege die bekannte Anleihe von 800 Millionen Franken herausgebracht und den Erfolg einer vierzigfachen Überzeichnung in die Welt hinausposaunt. In Wirklichkeit war die Anleihe ein Mißerfolg in dem Maße, daß Frankreich zum Kriegsausbruch an eine Inanspruchnahme des inländischen Marktes überhaupt nicht denken konnte. Von zwei Millionen Pfund Sterling in London wurden vom Oktober ab Schatzscheine mit einer Laufzeit von drei bis zwölf Monaten je nach Wahl des Abnehmers zum Verkauf gestellt. Diese Ribotins, so genannt nach dem Finanzminister Ribot, wurden gewissermaßen nach der Elle verkauft, wie das Geschäft gerade ging. Es scheint, daß auf diesem Wege nicht viel mehr wie zwei Milliarden Franken bisher ausgebracht worden sind, eine Leistung, die weit hinter derjenigen des in Frankreich bisher so gering geschätzten österr.-ungar. Marktes zurückbleibt. Der weitaus größte Teil der finanziellen Kriegslast wird dabei von der Bank von Frankreich getragen, bei der sich die französische Regierung einen Kriegskredit von nicht weniger als sechs Milliarden Franken hat eröffnen lassen. Neuerdings hat die französische Finanzverwaltung eine größere Aktion eingeleitet. Auf die neue Anleihe sollen jedoch nicht nur Einzahlungen in barem angenommen, sondern auch Einzahlungen in Ribotins und in der verunglückten Anleihe vom Juli vorigen Jahres, letztere zum Emissionskurs von 91 Prozent. Da diese Anleihe um mehr als 10 Prozent gefallen ist, bedeutet die neue Aktion in der Hauptsache die Rücknahme dieser Anleihe und wohl auch eines großen Teiles der Ribotins. Die französische Finanzpolitik in diesem Kriege besteht also zum großen Teil daraus, aus Papier mit Aufwand von großer Kunst Papier zu machen.

Redner kommt nunmehr auf die Pariser Konferenzen zwischen den Finanzministern des Dreiverbandes zu sprechen. Diese Konferenzen sind in ihren wesentlichen Punkten an der von Rußland und wohl auch von Frankreich gemühten gemeinschaftlichen Anleihe gescheitert. Gleichwohl hat sich England bei den Verhandlungen eine Reihe von Vorteilen ausbedungen. So muß Frankreich bei der Finanzierung der russischen Antäufte von Kriegsmaterial usw. in England partizipieren, die russische Regierung muß für die notleidenden Wechsel ihrer Kaufleute staatliche

Schäkanweisungen der englischen Regierung für die englische Kaufmannschaft zur Verfügung stellen; schließlich mußten sich Rußland und Frankreich verpflichten, der Bank von England mit den Goldbeständen ihrer Zentralbanken zu Hilfe zu kommen, sobald der Goldbestand der Bank von England unter einen gewissen Höhepunkt herabsinkt. Der englischen Finanzpolitik kann man also die Kunst nicht abtrotzen, daß sie es verstand, aus dem mürrischen Leder ihrer Verbündeten für sich goldene Riemen zu schneiden.

Das für uns günstige Bild, das sich aus den Anleiheoperationen ergibt, wird verstärkt durch die Rückwirkung des Krieges auf die Notenbanken der beteiligten Länder. Die Reichsbank schneidet weitaus am besten ab. Der Goldvorrat hat seit Kriegsausbruch um eine runde Milliarde zugenommen. Der Goldzufluß dauert fort. Redner dankt allen, die sich um diese Stärkung des Zentralgeldinstituts und damit um die finanzielle Wehrkraft des Vaterlandes verdient machten.

Im Gegensatz zur Reichsbank haben die russische Reichsbank und die Bank von Frankreich überhaupt ihren Goldbestand nicht oder in ganz bescheidenen Beträgen vermehren können. Bei der Bank von England sei allerdings eine nicht unbeträchtliche Steigerung festzustellen, aber diese beruhe zum größten Teil auf Gewaltmitteln, in einem Griff in die Goldreserve Indiens, in der Aneignung des Goldbestandes der ägyptischen Nationalbank, in der Auslieferung von Gold in der Höhe von acht Millionen Pfund Sterling, wozu Rußland veranlaßt worden ist, in der Einrechnung von Gold, das in Kanada, in Australien und in Südafrika liegt. Trotzdem zeige der Goldbestand der Bank von England seit November eine nahezu un-

unterbrochene Abnahme. Aber nicht nur mit der absoluten Höhe des Goldbestandes und seiner Entwicklung, sondern auch in allen anderen Punkten steht die Reichsbank am günstigsten da.

Bei den Banken und Sparkassen sind die Einlagen in den letzten Monaten erheblich angewachsen. Der Zugang bei den Sparkassen betrug im Jahre 1914 trotz des Krieges 900 Millionen Mark, während die französischen Sparkassen in der gleichen Zeit einen Rückgang von 120 Millionen Franken hatten. Der eine Monat Jänner 1915 hat bei den deutschen Sparkassen einen weiteren Zugang von 390 Millionen Mark gebracht. Die Ursache dieser Entwicklung ist die, daß die großen Zahlungen des Reiches für den Krieg so gut wie ausschließlich dem inländischen Verkehr wieder zufließen. Es ergibt sich so ein Kreislauf des Geldes, aber nicht ein Circulus vitiosus, sondern ein durchaus gesunder und wohlthätiger Kreislauf, der hoffentlich auch der neuen Kriegsanleihe zustatten kommen wird.

Der einzige Punkt, an dem unsere Gegner mit ihrer ungünstigen Kritik einsehen können, ist der ungünstige Stand der ausländischen Wechselkurse. Diese nicht zu bestreitende Tatsache steht jedoch in keinem Zusammenhang mit der inneren Stärke unserer finanziellen Position, beruht vielmehr lediglich auf gewissen technischen Momenten unseres gegenwärtigen Verkehrs. Die Unterbrechung des Verkehrs mit den überseeischen Gebieten macht es uns unmöglich, einen großen Teil unserer Forderungen an das Ausland einzuziehen, ganz abgesehen davon, daß im feindlichen Ausland unsere Kapitalanlagen beschlagnahmt und unsere Forderungen geiperrt sind. Unsere Einfuhr konzentriert sich in der Hauptsache auf gewisse neutrale Länder, so daß nach deren Zahlungsmitteln eine



Ein deutscher Aufklärungsflug über das Gelände in Russisch-Polen.

dringende und starke Nachfrage entstand, der ein entsprechendes Angebot zurzeit nicht gegenübersteht. Der Ausgleich würde durch Goldsendungen erfolgen können. Aber ich bin der Ansicht, daß die unbedingte Erhaltung eines möglichst starken Goldbestandes zurzeit wichtiger ist als die Bewertung der deutschen Mark im Auslande. Im übrigen ist in den letzten Wochen der englische Spott über die Entwertung der deutschen Valuta etwas schüchterner geworden. Wir dürfen also auch gegenüber den Erscheinungen auf dem Wechselmarkte unser kaltes Blut bewahren. In dem Kriege wird ohnehin die beste Valuta die Valuta des Siegers sein. Die bisher für uns so günstige Entwicklung der finanziellen Kriegsführung hat ihre Grundursache in der Stärke der deutschen Volkswirtschaft. Mit das größte Phänomen in all dem Wunderbaren, das uns vorgeht, ist die Anpassung der deutschen Volkswirtschaft an die durch den Krieg gänzlich veränderten Bedingungen. Wir müssen uns daran erinnern, daß Deutschland vor dem Kriege einen Außenhandel von jährlich mehr als 20 Milliarden Mark hatte, der alle Gebiete des Wirtschaftslebens auf das engste berührte.

Die Rechnung unserer Gegner, vor allem unseres gefährlichsten Feindes, ging darauf aus, uns durch Unterbindung unseres Außenhandels zu elendem Verkommen zu bringen, wie den Fisch, den man auf den Dünenstrand wirft; aber die Rechnung hat ein Loß. Sie hat übersehen, daß sich die produktiven Kräfte in Deutschland im heimischen Boden in harter körperlicher und geistiger Arbeit und unter dem Schutze seiner Wirtschaftspolitik entwickelt haben und ausreichen, um den deutschen Volkkörper in Nahrung und Tätigkeit zu halten. Sie hat ferner nicht gerechnet mit dem Opfermut des deutschen Volkes. Aber schon beginnt es, den Engländern vor dem deutschen Kartoffelbrotgeist bange zu werden. Die Rechnung hat schließlich übersehen die Spannkraft und Anpassungsfähigkeit des deutschen Volkes, das in wenigen Monaten aus der deutschen Volkswirtschaft eine einzige, gewaltige, unüberwindliche und alles überwindende Willen besetzte Kriegsmaschine gemacht hat. Es ist richtig: Wir sind umgeben von Feinden, die kein Recht achten und kein Erbarmen kennen. Wir sind von dem größten Teil unserer auswärtigen Verbindungen abgeschnitten. Unsere Schiffsahrt ist lahmgelegt, unsere Forderungen an das Ausland und unsere Auslandsmärkte sind beschlagnahmt. Die Schwingen sind uns gewachsen für den weiten Weltensraum, aber wir werden die Wurzeln unserer Kraft im heimischen Boden behalten, und solange uns der heimische Boden bleibt und wir uns seiner würdig erweisen, solange wird es keiner Hunger- und Erdrosselungspolitik gelingen, uns die



Rast einer Dragonerpatrouille an einer Quelle in Russisch-Polen. Leipzig, Pressebüro.

Lebenslust abzuhinden. Jedes Opfer und jede Entbehrung, aber auch jede Meinungsverschiedenheit im einzelnen muß klein erscheinen gegenüber dem Gedanken, daß es bisher gelungen ist und weiter gelingen wird, ein Volk von 70 Millionen, das bisher mit tausend Jähren in die Weltwirtschaft verflochten war, auf sich selbst zurückzuführen und es durch Mittel der wirtschaftlichen und sozialen Organisation, ohne in Elend zu verstmachen, durch den größten Krieg der Weltgeschichte hindurchzuleiten, durch einen rucklosen und kulturlosen Krieg, den ein kalt und erbarmungslos auf das Ganze gehender Feind nicht als einen Krieg der Waffen des deutschen Heeres, sondern als Hungerkrieg und Vernichtungskrieg des ganzen deutschen Volkes angefaßt hat. Für unser Verhalten haben wir Daheimgebliebenen das leuchtende Beispiel an unseren braven Soldaten, die zu jeder Stunde Blut und Leben einsetzen. Ihnen verdanken wir es, wenn kaum mehr ein Feind auf deutschem Boden steht, wenn der verheerende Krieg von heimischen Fluren ferngehalten wird und wenn der Ansturm der Feinde sich an Gräben und Verhaufen im Feindesland bricht. Zeigen wir uns unseren Brüdern draußen ebenbürtig an Mut und Selbstverleugnung, an Zähigkeit und Disziplin! Fühlen wir uns alle mit ihnen als ein Heer, wie wir mit ihnen ein Volk und ein Blut sind. Dann kann uns mit Gottes Hilfe der Lohn nicht fehlen. Dann werden wir durchhalten durch Kampf bis zum vollen Siege, bis zum ehrenvollen Frieden und bis zum Siegespreis, der allen den unsäglichen Opfern Ausgleich und Verbilligung bietet, dann wird das deutsche Volk vor dem Weltgerichte bestehen, und die Zukunft wird unser sein.

Soweit der deutsche Schatzkanzler. Die Rede gibt ein getreues Bild der Wirtschaftsverhältnisse der in den Krieg verwickelten Mächte, ein getreues Bild auch der bedingungslosen Opferbereitschaft des ganzen deutschen Volkes. Der

Reichstag genehmigte einmütig die neue Zehnmilliardenanleihe. Dem englischen Aushungerungskrieg war vorgebeugt durch eine glänzende staatliche Organisation des Lebensmittelverbrauches, durch die Festsetzung von Höchstpreisen, durch eine Regelung des Verkehrs, wie sie

wundervoller nicht erdacht werden konnte. Auch Österreich-Ungarn machte sich die gleichen Grundzüge, die gleiche Organisation zu eigen, und so standen die beiden Zentralmächte auch wirtschaftlich stark gerüstet den Feinden gegenüber.



## Erweiterung der Landsturmpflicht in Österreich-Ungarn.

ie ungeheuren Truppenmassen, die Rußland gegen Österreich-Ungarn warf, sowie die Notwendigkeit, mit der Tatsache zu rechnen, daß den bisherigen Feinden sich noch ein neuer zugesellen konnte, ließen es geraten erscheinen, eine Erweiterung der Landsturmpflicht vorzunehmen. In der diesseitigen Reichshälfte wurde auf dem Wege kaiserlicher Verordnung die Landsturmpflicht bis zum 18. Lebensjahre herabgesetzt und auf die Jahre von 42 bis 50 erhöht. In Ungarn wurde eine entsprechende Vorlage eingebracht und angenommen. Aus den Verhandlungen, die am 26. April 1915 stattfanden, sind zwei Reden von besonderem Interesse, die des Ministerpräsidenten Grafen Tisza und die des Honvedministers Baron Szagaj. Der Ministerpräsident erklärte:

Der einzige Zweck meiner gegenwärtigen Rede ist, zu konstatieren, daß der wahre Inhalt der Vorlage darin besteht, daß der Beschluß zum Ausbruch gelange, daß wir ohne Zagen den uns ausgesetzten Krieg, ohne an dem endgültigen Erfolge zu zweifeln, mit der äußersten Anstrengung auszukämpfen entschlossen sind, und daß wir im Interesse des endgültigen Erfolges sämtliche militärischen Vorbedingungen des langen Krieges zu sichern wünschen.

Wir stehen schon seit neun Monaten in diesem Riesenkampfe. Dieser neunmonatige heldenhafte Kampf hat die endgültige Entscheidung noch nicht gebracht, aber er hat solche Beweise übermenschlicher Anstrengungen, kriegerischer Kraft und militärischer Tugenden zutage gefördert, daß wir mit vollem Vertrauen der Zukunft entgegensehen können. Schon bei Beginn des Krieges ist auf jene riesigen Schwierigkeiten hingewiesen worden, mit welchen wir zu kämpfen haben. Wir haben uns auf allen Kriegsschauplätzen einer Übermacht gegenüber befunden. In den ersten schweren drei Monaten war der überwiegende Teil der Kraft unseres Verbündeten auf dem westlichen Kriegsschauplatz gebunden. Der Wehrkraft unserer Monarchie harzte die Aufgabe, den Angriff des überwiegenden Teiles der russischen Armee allein auszuhalten. Als dann im Osten im Verein mit den Truppen unseres Verbündeten die erste Offensive beginnen konnte, da erschien die zur Verfügung stehende Kraft ungenügend. Die Anstrengungen, welche die verbündeten Armeen bis vor Wjanzgorod und Warschau geführt haben, konnten keinen vollen Erfolg ernten. Wir mußten uns

vor der Übermacht zurückziehen und es trat der Augenblick ein, in welchem die russische Offensive, die einen riesigen Umfang angenommen hatte, Deutschland mit einem gegen sein Herz gerichteten Stoß bedrohte. In diesem Augenblicke mußten wir einen großen Teil der zur Verfügung stehenden Kraft zur Abwehr dieses Angriffes vereinigen. Ein sehr beträchtlicher Teil der Wehrkraft der Monarchie kam — entfernt von den eigentlichen Verteidigungslinien der Monarchie — im Norden an jenem Punkt zur Geltung, wo man dieser Kraft behufs Sicherung des großen Zieles des ganzen Krieges am dringendsten bedurfte. Unsere Armee hat im Verein mit den deutschen Truppen den das Deutsche Reich unmittelbar bedrohenden Angriff zurückgeschlagen und hat an ihrer Offensive teilgenommen, welche unsere Truppen bis zur Linie der Szura, der Rida und des Dunajec tiefreich geführt hat. Als nun diese Offensive an einen Ruhepunkt gelangte, veränderte sich neuerdings das Bild. Der Schwerpunkt der militärischen Operationen wird nun in die Karpaten verlegt und nun ist es naturgemäß unserer Bundesgenosse, welcher mit bedeutenden Truppen kommt, daß er dort unsere militärischen Stellungen sichere, wo dies behufs Erreichung des gemeinsamen Zieles am nötigsten war.

Es war notwendig, auf diese geschichtlichen Tatsachen hinzuweisen, in erster Linie deshalb, damit ich gegen die hie und da aufgetauchte Anschauung aufträte, als ob eine der verbündeten Großmächte in den Krieg irgendeinen kleinlichen, sozujagen lokalpatriotischen Gesichtspunkt hineingetragen hätte. Wir waren bestrebt, uns dort mit vereinter Kraft und mit allergrößter Kraft zu schlagen, wo dies vom Standpunkt der gemeinsamen Ziele am notwendigsten war.

Ich glaube, daß wir uns, wie bisher, auch künftig hin der Aufgaben der jetzigen großen Zeiten würdig erweisen werden, wenn wir auch weiterhin nur den einen Gesichtspunkt ins Auge fassen, unsere gemeinsamen Anstrengungen dort zu steigern, wo es im Interesse der gemeinsamen Ziele am notwendigsten ist und Schulter an Schulter alles Menschenmögliche leisten. Wir müssen im gegenseitigen Vertrauen in dem Kampfe gegen die gemeinsame Gefahr zusammenstehen. Wir müssen uns eins fühlen in dem großen Ziele, die Ruhe und den Frieden Europas und die Unabhängigkeit der europäischen Nationen zu sichern. Aus dem gemeinsam ausgefochtenen heldenmütigen Kampfe folgt dann das wahre kameradschaftliche Gefühl als natürliche Folge und Frucht der gemeinsamen Anstrengungen.

Die gemeinsame Offensive, welche in der zweiten Hälfte des Jänner bei den Karpatenpässen eingeleitet hat, konnte keinen vollständigen Erfolg erringen. In erster Reihe haben sich die Elemente gegen uns verschworen, infolge deren sowohl unsere Offensive als die darauf folgende russische Offensive ergebnislos geblieben ist. Aber die Resultatlosigkeit unserer Offensive beweist nicht die



Ermattung der militärischen Kraft der Monarchie oder des deutschen Bundesgenossen, sie beweist nicht, daß die Schlagfertigkeit gemindert ist. Wir sind sowohl physisch als auch, was die sittlichen Kräfte betrifft, vollkommen aufrecht. Dies beweisen glänzend die Vorgänge der letzten Wochen und Tage, welche ein bereitetes Zeugnis ablegen nicht bloß für die defensiv, sondern auch für die offensive Fähigkeit unserer militärischen Kräfte.

Unsere Armee kann in materieller und moralischer Unverletzlichkeit auf die neun Monate langen, schweren Kämpfe zurückblicken und den unübersehbaren Ereignissen der Zukunft entgegensehen. Sie kann dies vorzugsweise deshalb tun, weil die ganze Bewohnerschaft der Monarchie teilhat an der Heldhaftigkeit, dem Opfermut und der Energie, die unsere Armee gekennzeichnet haben. Die Begeisterung, welche im ersten Augenblicke die Welt überrast hat, hat sich nicht als Strohfleuer gezeigt. Der männliche Entschluß, welcher klein und groß, alt und jung, Männer und Frauen befehlt hat, dieser männliche Entschluß lebt auch heute noch in der Nation. Dieser Entschluß und seine Behauptung ist die Garantie des endgültigen Erfolges. Wenn wir unser Land betrachten, so können wir mit erhebendem Gefühle feststellen, daß auch heute noch in jedem der Gedanke lebt, daß wir eine große Zeit leben, die uns große Pflichten auferlegt und die an jedes einzelne Mitglied der Nation die größten Ansprüche stellt. Das fühlt jeder Mann, daß wir jetzt jede kleinliche Fegung, jeden wie immer gearteten Egoismus beiseite legen müssen. Wir dürfen nur das eine große Ziel uns vor Augen halten, dem Bestand der bedrohten Nation eine feste Grundlage zu sichern. Diese Grundlage ist durch unser aller Anstrengungen zu sichern und in diesen Anstrengungen fühlen wir alle uns als ein Herz und eine Seele.

Dieses Gefühl der Einmütigkeit ist um so erhebender und wichtiger, weil der Krieg in einem Augenblicke über uns hereingebrochen ist, da der Parteikampf sehr heftig tobte. Ich weiß auch, daß diese Gefühle, Anschauungen und Ideen, die den Parteikampf hervorgerufen haben, nicht verschwunden sind. Ich weiß, daß wir mit der Erneuerung der Parteikämpfe auch in Zukunft rechnen müssen. Aber die Tatsache, daß diese Parteikämpfe im Augenblicke der Gefahr verstummt sind, diese Tatsache ist der glänzendste Beweis der Opferwilligkeit und tatkräftigen Vaterlandsliebe, welche jedes Mitglied der Nation ohne Parteinterstich durchbringt.

Wäge es mir gestattet sein, mit meiner patriotischen Freude und mit meiner Anerkennung nicht zurückhalten der Tatsache gegenüber, daß auch die von Mißtrauen gegenüber der Regierung erfüllten Mitglieder der Nation in vollstem Maße alles geleistet und alles aufgeboten haben, was das große Interesse des Vaterlandes von ihnen forderte. Aber, geehrtes Haus, ich mag nicht stillschweigend über eine andere Erscheinung hinweggehen, daß in vielen großen Augenblicken auch die nicht Ungarisch sprechenden Teile dieser Nation glänzende Beweise ihrer Vaterlandsliebe liefern. (Langanhaltender Beifall.) Es liegt eine große moralische Kraft in der Wahrheit, welche ein Beweis jener Anziehungskraft ist, welche die heilige Stephanskrone, die Idee des ungarischen Staates, auf alle Bürger dieses Landes übt und welche große Lehren

für die Zukunft gibt. Und sicherlich stimmt mit mir jedes Mitglied dieses Hauses überein, wenn ich mit besonderem Nachdruck meiner Freude darüber Ausdrück verleihe, daß die kroatische Schwester-Nation an diesen heldenmütigen Kämpfen auf das glänzendste Anteil nahm. Es sind glänzende und düstere, immer aber glorreiche Blätter der ungarischen Geschichte, welche mit dem gemeinsam vergossenen Blute der ungarischen und kroatischen Nation geschrieben wurden. Vor unserem geistigen Auge leben heute diese großen Tage wieder auf, welche die Stütze, das Unterpfand und die Sicherstellung des Friedens und der Freiheit Europas bilden. In der Überzeugung, daß dieser Kampf unserer großen Sache dienen wird, daß diese Kraftanstrengung, welche die Nation zur Sicherung unserer Existenz, zur Gründung einer schöneren, besseren, glänzenderen Zukunft unternimmt, nicht vergebens gebracht wird, beantrage ich dem geehrten Hause die Annahme dieses Gesetzentwurfes.

Honvedminister Baron Hazai führte aus:

Ich zweifle nicht daran, daß die Söhne unseres Vaterlandes, meine Abgeordnetenkollegen, die Vorlage betreffend die Abänderung des Wehrgesetzes annehmen werden, obwohl sie wissen, daß die Zahl des durch ältere Gesetze gesicherten Landsturmes für längere Zeit den Kriegsstand unserer Truppen sichert und auch Freiwillige unausgeseht in großer Zahl sich bei den Fahnen melden. Das geehrte Haus wird die Vorlage annehmen, denn wir können nicht hinter jenen Staaten zurückbleiben, welche die Grenzen der Dauer der Wehrpflichtigkeit in größerem Maße erweiterten, und weil wir für unsere gerechte Sache bis zum letzten Atemzuge kämpfen wollen und werden.

Ausgehend davon, daß wir ein lebhafteres Bild über das Wesen des Krieges erhalten, wenn wir einen Vergleich anstellen, werde ich eine Parallele zwischen dem zurzeit wütenden Kriege und den Kriegen des 18. und 19. Jahrhunderts ziehen. Das 18. Jahrhundert war das Zeitalter der lauen Kriegführung und

der langandauernden Kriege. Die Heerführer bezweckten nicht die rasche Niederwerfung des Feindes, sondern dessen Schwächung und gleichzeitig die Schonung ihrer eigenen Kämpfer. Die Heerführer sind deshalb vorsichtig, weichen Zusammenstößen häufig aus und begnügen sich mit der Einnahme von kleineren Festungen untergeordneter Bedeutung sowie der Besetzung kleinerer Provinzen und stärkerer Stellungen. Die laue und unwirksame Kriegführung zeigt sich auch in dem langsamen Vorgehen, in seltenen, nur kurze Zeit dauernden, obwohl blutigen Zusammenstößen sowie in dem häufigen Stoden des Vormarsches. Einen Grund dieser schwerfälligen Kriegführung bildet die numerisch kleine und unzuverlässige Heeresmacht, deren Mitglieder teils angeworben und eingetaucht und zum Militärdienst gezwungen, teils aus den untersten Volksschichten rekrutiert wurden. Die auf solche Weise gesammelten, auf ihre ganze Lebensdauer oder wenigstens durch Jahrzehnte hindurch Militärdienst leistenden, moralisch schwachen und unzuverlässigen Soldaten wurden bloß durch eine auf dem Prinzip der Abschreckung aufgebaute grausam-strenge Disziplin und fortwährende Aufsicht zusammengehalten. Damit die Soldaten, welche in den damaligen heldenmütigen Zeiten ein wertvolles Kapital darstellten, nicht deser-



Honvedminister Baron Hazai.

tieren, marschierte das ganze Heer unter strengster Aufsicht in einer Truppe, lagerte auf einem ganz kleinen, engen Plage und kämpfte auch auf möglichst engbegrenzten Kampfplätzen. Es ist offensichtlich, daß solche Regeln die kriegerische Tätigkeit überaus erschweren und verlangsamten. Andererseits konnte von diesen nicht abgesehen werden, da bloß auf diese Weise die mit Striden zusammengefangenen und angeworbenen Soldaten zusammengehalten werden konnten. Wo man ihnen größere Freiheit und mehr Selbstständigkeit zugestand, verlegten sie unausgesetzt die Disziplin, wollten nicht kämpfen und entweichen. Einen anderen Grund der schwerfälligen Kampfweise bildete die sogenannte Magazinverpflegung. Der damalige Zeitgeist erlaubte nämlich keine Requirierung, andererseits war es aber auch nicht zulässig, daß sich gewisse Teile

des Heeres durch freien Einkauf die nötigen Lebensmittel beschaffen, da Zwistigkeiten und häufig ein Zustand des Söldnerheeres befürchtet werden mußten. Es blieb daher bloß die Magazinverpflegung übrig, welche jedoch die Zeitdauer der Marsche überaus verlangsamte, da das Heer doch bloß bis zu jenem Punkt vorgehen konnte, wohin die Lebensmittel auf den an Zahl geringen Wagen aus den Magazinen rechtzeitig eingetroffen waren. Wie sehr die Magazinverpflegung die Kriegführung erschwerte, beweist ein Klagewort Friedrichs des Großen, wonach nicht er, sondern das Verpflegungsmagazin sein Heer leite.

Das Ende dieser gefesselten, energielosen Kampfweise trat natürlich in jenem Augenblicke ein, als auf allen Gebieten des politischen und gesellschaftlichen Lebens das Prinzip der gleichen Rechte und Pflichten siegte. Dieses Prinzip machte den Privilegien, dem Antipatriotismus sowie der engstirnigen Eigenliebe ein Ende und setzte einfach die Auffassung hinweg, daß die Wehrtheit des Volkes an der Landesverteidigung weder mit ihrem Blute, noch mit ihrem Gelde, noch mit ihrer Arbeit teilzunehmen hat, belebte die Welt des Geistes und der Gedanken und ebnete den Weg einer mächtigen Entwicklung, wodurch die Kriegführung in kurzer Zeit durch zahlreiche stärkende Elemente bereichert wurde. In Europa waren die Franzosen die ersten, welche am Ende des 18. Jahrhunderts der neuen Kampfweise die Wege bahnten. Indem sie ihr ganzes politisches und gesellschaftliches Leben sozusagen völlig umwälzten, fanden sie sich dem halben Europa gegenüber. Sie benötigten aus diesem Grunde zahlreiche und begeisterte Soldaten und finden diese dadurch, daß sie ein Volkshoer schafften. Ihr Heer vermag die zahlreichen Feinde nur so zu besiegen, wenn es in seinen Bewegungen lebhaft, schnell und energisch ist. Und dies

wird es dadurch, daß der Staat das Vermögen der Nation den Zwecken des Krieges zur Verfügung stellt und ein Geheiß über die Wehrpflicht schafft, welches das Heer dazu befähigt, sich die zu seiner Aufrechterhaltung und zur Ausübung seiner Tätigkeit notwendigen Materialien und Mittel zu beschaffen.

Dadurch, daß Recht und Pflicht in gleichem Maße auf breitere Volksschichten oder auf das ganze Volk ausgedehnt werden, erfährt der Militarismus langsam und für lange Zeit in ganz Europa eine Umwälzung. Es entstehen numerisch, physisch, geistig und moralisch starke Heere, welche zur Zeit ihrer Kriege sich das Ziel setzten, den Feind rasch und völlig zu besiegen. Die energische Kampfweise kommt im 19. Jahrhundert in schnellem Vormarsche, im Vordringen auf weiten Gebieten und darin zum Ausdruck, daß die Heere leicht

in leistungsfähige Heereskörper geteilt werden können. Sie kommt aber auch darin zum Ausdruck, daß die Unterbefehlshaber entgegen ihrer Rolle in dem früheren Zeitalter, wo sie bloß Automaten waren, nun Aktionsfreiheit erhalten, sowie auch darin, daß die Gegner kein Verstecken mehr spielen. Wenn das 18. Jahrhundert das Zeitalter der schwerfälligen Kampfweise, der Positions- und Kordonkriege genannt wird, so ist das 19. Jahrhundert das Zeitalter logischer und energischer Kampfweise, die Periode beweglicher Kriege. Angefangen von den Zeiten Napoleons bis heute standen die Kriege im Zeichen der Energie. Jene Veränderungen, welche Kanonen, Gewehre, Verkehrsmittel und andere technische Hilfsmittel durch ihre Vervollkommnung im Laufe der Zeit erfuhren und die in strategischen Dingen in Erscheinung traten, sind bloß untergeordneter Natur und ändern den allgemeinen Charakter nicht ab.

Hiermit bin ich bei der Vorbereitung des jetzigen Krieges angelangt. Die Großmächte organisieren auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht riesige Armeen, vervollkommen Geschütze und Munition, errichten Eisenbahnen, um Hunderttausende von Soldaten mit Ausrüstung in kürzester Zeit in den gewünschten Richtungen rasch befördern zu können, beziehen Aeroplane, Unterseefahrzeuge, Telephon usw. in den Kriegsdienst ein und veranlassen mit einem Wort alles, um für den großen Krieg gerüstet dazustehen.

Der seit langer Zeit vorausgesehene Krieg ist im Vorjahre eingetreten. Wir kämpfen mit Deutschland und der Türkei vereint gegen drei Weltmächte für unsere Freiheit, für unser Dasein. Die kriegführenden Parteien riesen, wenn auch nicht auf einmal, so doch im Laufe des Krieges 25 bis 26 Millionen Soldaten unter die Fahnen. Hieron waren nach meiner Rech-



Der Oberkommandant der österr.-ungar. Armeen  
Erzherzog Friedrich.

nung mehr als die Hälfte Krieger. Ich schätze den höchsten Kampfstand auf sechs bis sieben Millionen Mann. Ich verführe darunter, daß das die größte Zahl war, die in einem gewissen Zeitpunkt auf dem Kampffelde einander gegenüberstand, während der übrige Teil als Ersatz und Ergänzung zeitweise in kleineren Teilen auf die Kampfplätze entendet wurde. Ein Zusammenstoß solcher riesiger Kräfte steht in der Weltgeschichte beispielsweise da. Anfangs setzte der große Krieg geradezu ein wie die Kriege im Jahre 1870, 1878, 1902 oder 1912. Die kriegführenden Parteien, je nachdem ob sie früher oder später in Kampfbereitschaft zu kommen vermochten, traten an einer Stelle offenst auf, an einer anderen Stelle richteten sie sich zur Defensive ein. Der Zusammenstoß geschah bei Aufnahme von Frontlinien normaler Breite und die Kämpfenden wechselten ihre Stellungen nach einige Tage dauernden Kämpfen je nach dem Ergebnis derselben, so daß sich die eine Partei auf kürzere oder längere Entfernung zurückzog, während sie von der anderen Partei verfolgt wurde.

Später nahm der Kampf ein ganz verändertes Bild an. Sowohl auf dem westlichen wie auf dem östlichen Kriegsschauplatz wurden die Flügel zum Zwecke einer Umarmung oder um einer solchen Absicht das Gegengewicht zu halten, verlängert, so daß im allgemeinen die zusammenhängende Kampflinie auf dem einen Kriegsschauplatz heute 850, auf dem anderen 1500 Kilometer beträgt. Diese riesig langen Kampflinien wurden natürlich verstärkt und können, obwohl sie schütter besetzt sind, nicht schwach genannt werden. Befestigte Kampflinien können nicht schwach genannt werden, denn ein wirksamer Angriff auf einzelne Punkte derselben kann bloß mit einer Übermacht erfolgen, welche wieder nicht ohne Schwächung anderer Punkte möglich ist, ausgenommen, wenn aus dem Innern des Landes neue Heereskräfte eintreffen und neue Formationen gebildet werden. Auf diesen langen Schlachtfeldern wogt Monate hindurch bald hier bald dort der Kampf, und das Ergebnis war im besten Falle nur der Gewinn oder Verlust einiger Kilometer breiten und tiefen Landes. Obwohl bei dieser Kampfesweise hauptsächlich die Erscheinung ins Auge fällt, daß die Gegner befestigte Stellungen einnehmen und lange Zeit hindurch einander gegenübersehen, so bedeutet dies bei weitem nicht Mangel an Energie oder einen Rückfall gegenüber der energiegelichen, mit schnellen Bewegungen verbundenen Kampfesweise des 19. Jahrhunderts. Im Gegenteil, in den Schützengräben ausgefochtene Kämpfe erheischen eine noch größere Energie denn je. In früheren Kämpfen trat bloß der eine, und zwar gewöhnlich der numerisch stärkere Gegner auf, was sich besonders in schonungsloser Ausnutzung des Sieges zeigte. Heute beiegt auch der numerisch Schwächere, in diesem Falle wir, den entschlossenen, unentwegten Willen jenem des Angreifers gegenüber.

Was die Energie anbelangt, so übertrifft der heutige Krieg bei weitem früher. Die zum Ausdruck gelangende Energie ist vielleicht so groß, daß sie unmöglich erhöht werden kann. Dies beweist das Thermometer

der Kampfesenergie: die Dauer der heftigsten Kämpfe. Früher dauerten die meisten Schlachten bloß einen Tag; zwei- oder dreitägige Schlachten waren eine große Seltenheit. Nach mehrstündigem blutigem Kampfe begannen die Heerführer zu erwägen, was sie gewonnen haben, was ihr Verlust sei, ob die Flanken und der Rücken ihrer Heeresmacht gesichert seien, und was für Kampfwege der Truppenmacht noch zur Verfügung stehen. Diese Erwägung, wobei häufig Schwarzgeheret und falsche Beurteilung eine Rolle spielten, führte zu dem Entschluß, daß das Heer noch am selben Tage den Rückzug begann, oder aber, daß es am nächsten Tage neuerlich den Kampf aufnahm. Niemand dachte daran, daß die Soldaten auch Wochen hindurch unausgesezt zu kämpfen imstande sind. Heute ist es schon nicht mehr üblich, einem zehn- bis fünfzehnprozentigen Verlust ein größeres Gewicht zuzugestehen. Man zieht sich nicht sofort zurück, wenn kleinere Teile des Feindes sich in Flanke oder Rücken der Truppen zeigen. Heute schlagen sich die Truppen nicht nur einen Tag, sondern unausgesezt Wochen, ja Monate hindurch. Viele Soldaten kämpfen in dem heutigen Kriege, die schon an über hundert Schlachten teilgenommen haben. Die Energie unserer Soldaten ist geradezu wunderbar. Wie lange auch der Kampf dauert, sie halten mit unentwegter Tapferkeit und frischem Kampfesmut ihren Platz. Wir drücken sie an unser Herz und segnen das Andenken jener, die für uns verblutet sind. Daß die Kampfesenergie heute viel größer ist als in den vergangenen Zeiten, ja schon so groß, daß sie nicht mehr erhöht werden kann, ist, geehrtes Haus, dem Umstande zuzuschreiben, daß früher bloß ein kleiner Bruchteil des Volkes an den Kämpfen teilnahm, heute aber die ganze Nation daran teilnimmt, und zwar eine Nation, welche von hehrer Begeisterung durchdrungen ist. Deshalb flackerte bloß das Feuer des Kampfes in der Vergangenheit und lodert jetzt die Flamme hoch, deshalb gibt heute das Feuer ständige Wärme und treibt die Soldaten zur Ausführung heldenhafter Taten, im Lande aber alle dazu, daß sie mit geradezu idealem Pflichtgefühl dahin arbeiten, daß unsere Kraftquellen sich nicht erschöpfen, daß alle Hilfsmittel des Landes entsaflet werden und in voller Kraft bleiben.

Freudigst erkläre ich, daß der größte Teil der Gesellschaft, Frauen und Männer, in gleicher Weise die heilige Sache des Vaterlandes am Herzen tragen. Bürgerliche Kämpfer beiderlei Geschlechts haben sich in Ungarn wie in Kroatien, in Österreich und in Bosnien mit Liebe und Begeisterung in den öffentlichen Dienst gestellt, sie kennen kein Opfer, das zu groß, keine Arbeit, die zu viel wäre, sie kennen keine Leiden, die sie nicht ohne Klagen ertragen würden.

Nachdem ich also konstatiert habe, wie dieser gigantische Verteidigungskrieg die glänzendsten moralischen Eigenschaften der unter dem Jopfer Sr. Majestät stehenden Völker und Volksheere zum Ausdruck gebracht hat, schlicke ich meine Ausführungen mit dem flehentlichsten Wunsche, Gottes Segen begleite unseren König, unser kämpfendes Volk, unser heldenhaftes Heer!

## Der Stellungskrieg in Belgien und Nordfrankreich.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz war nach dem strategisch glänzend durchgeführten Rückzug der deutschen Armeen von der Marne der Bewegungskrieg dem Stellungskriege gewichen; die feindlichen Truppen lagen sich in möglichst gut ausgebauten Deckungen gegen-

über; der Schützengrabenkrieg hatte begonnen. Die Kunst des Schützengrabens, denn man muß hier wirklich von einer Kunst sprechen, hatte schon nach den ersten Kriegsmonaten im Westen eine außerordentliche Höhe erreicht. Ein Amerikaner, der bereits am Russisch-Japanischen

Kriege teilgenommen hatte, sagt über diese Kunst:

Die Brustwehr des alten Schützengrabens bestand aus Erde, die in Sandfäden aufgeschüttet wurde; sie ist heute völlig vom Schlachtfeld verschwunden, denn sie bietet dem Flieger für seine Erkundungen ein zu gutes Merkmal und ist für die Geschütze ein vortreffliches Ziel. Die Japaner hatten mit diesen Schwierigkeiten noch nicht zu rechnen. Ihre Gräben wurden in einer Tiefe von etwa vier Fuß und einer Breite von zwei bis drei Fuß ausgehoben, die dabei ausgegrabene Erde wurde in Leinwandfäden getan, die sich dann wieder bis zu einer Höhe von vier Fuß erhoben und den vorderen Wall des Schützengrabens bildeten. Die Sandfäden wurden aber nicht direkt vor den Graben gelegt, sondern etwa einen Fuß weiter vor, so daß noch ein Gang vor dem Schützengraben blieb, auf den sich die Soldaten heraufschwangen, um andere durchzulassen, oder auf dem sie sich zusammentauerten, um durch die Schießscharten zu feuern, die in etwa drei Fuß Höhe in den Sandfäden angebracht waren. Sie wurden in der zweiten Reihe der Sandfäden dadurch hergestellt, daß man einen Zwischenraum von vier bis fünf Zoll zwischen zwei Sandfäden ließ.

Schießscharten sind selbst auf kurzer Entfernung sehr schwer zu sehen, und die beste Art, sie zu unterscheiden, ist die, ein Fleckchen in des Feindes Graben auszulapfen, wo das Licht durchdringt. Dieses kleine Lichtviereck behält man fest im Auge, zielt mit dem Gewehr genau darauf, und wenn das Licht verschwindet, sich also ein Kopf oder ein anderer Körperteil des Gegners davor schiebt, dann drückt man augenblicklich los; hat man gut gezielt, dann erscheint gegenüber wieder der Lichtraum, und ein Feind ist getroffen. Die Japaner füllten deshalb ihre Schießscharten mit Felsstücken aus, und wenn sie hindurchsehen wollten, nahmen sie das Felsstück weg und schoben den Kopf an seine Stelle, um auch nicht für einen Augenblick das Licht hindurchfallen zu lassen. Immerhin war es sehr gefährlich, lange an den Schießscharten zu bleiben. Dennoch waren die Schützengräben vor zehn Jahren verhältnismäßig bequem und ziemlich sicher.

Die Gräben, die sich vom Kanal bis nach Eschsch-Lothringen entlang ziehen, sind in davor ganz verschiedener Weise angelegt. Sie sind so schmal wie möglich gemacht. Die bei dem Ausbeugen aufgeworfene Erde wird nicht in Sandfäden davor gelegt, sondern weggebracht, so daß der Graben in möglichst gleicher Ebene mit dem Grund und Boden verläuft. Es gibt nur ganz niedrige Brustwehren mit so schmalen Schießscharten, daß der Infanterist gerade hindurchfeuern kann, ohne den Kopf über die Bodensfläche zu erheben. Solch ein sehr schmaler Graben von fünf bis sechs Fuß Tiefe ist kein gemüßlicher Aufenthalt, um längere Zeit, besonders bei nassem Wetter, darin zu leben.

So sind denn die *Unterstände* entstanden, jene Höhlen in der nach hinten zu gelegenen Wand des Schützengrabens, die man scherzhaft „Angflöcher“ genannt hat und in denen Offiziere wie Mannschaften schlafen und sich ausruhen können, wenn sie nicht gerade Dienst im Schützengraben haben. Auch diese „Angflöcher“ verlaufen in gleicher Ebene mit dem Erdboden, sind möglichst unauffällig angelegt und geschützt verborgen. Sie sind völlig „bombensicher“; höchstens können sie durch schwere Mörser getroffen werden, aber stets ist das Zielen für die feindlichen Geschütze sehr schwierig.

Diese neue Kunst des Schützengrabens hat auch zu einer Veränderung der taktischen Operationen beim Angriff geführt. Während des Russisch-Japanischen Krieges verließ die verteidigende Infanterie, wenn sie angegriffen wurde, niemals ihre Gräben, sondern blieb hinter der Brustwehr und feuerte durch die Schieß-

scharten oder, wenn die Angreifer ganz nahe waren, über die Wand des Schützengrabens hinweg. Der Feind mußte, bevor er in den Graben eindringen konnte, über eine Mauer von Sandfäden von vier bis fünf Fuß Höhe klettern und hatte so erst ein schweres Hindernis zu überwinden. Jetzt, wo die Gräben in fast gleicher Ebene mit dem Erdboden verlaufen, stürzen die Angreifer, wenn sie den feindlichen Graben erreicht haben, von oben herunter und können das Bajonett mit großem Vorteil gebrauchen.

Deshalb haben bei den zahlreichen Kämpfen Mann gegen Mann um Schützengräben die Verteidiger es wirksamer und sicherer gefunden, die Gräben zu verlassen, wenn der Feind schon ganz nahe ist, selbst vorzugehen und dem Gegner vor dem Graben mit dem Bajonett entgegenzutreten. Die Gräben sind zum Teil so unsichtbar, daß Vortrübellen, die bei Nacht zu nahe an die feindliche Linie herankamen, plötzlich in einen Schützengraben des Gegners stürzten und bajonettiert oder zu Gefangenen gemacht wurden.

Ein italienischer Publizist hat deutsche Schützengräben unterhalb Lou besucht und gibt eine Reihe interessanter Bilder und Episoden aus dem Leben der deutschen Soldaten.

Er schildert zunächst, wie er zu dem deutschen Hauptquartier gelangt, und bringt dann weiter vor zu den Artilleriestellungen und den vordersten Schützengräben. Er bewundert die Kunst, mit der die Artilleristen mit größter Sorgfalt und Freude die Stellungen ihrer Geschütze den Blicken des Feindes zu entziehen wissen. In den vordersten Schützengräben beobachtet er das Leben der Soldaten, die trotz mancher merkwürdiger Beweise von Kameradschaft zwischen die beiden feindlichen Linien mit äußerster Wachsamkeit einander gegenüberliegen. Trotz häufiger Zerstörungen ist das Leben im Schützengraben sehr hart. Es ist ein Leben der Entbehrungen und der ständigen Spannung, das Widerstandsraft und Stahlnerven erfordert. Die Deutschen ertragen es nach ihrer Veranlagung natürlich besser als die Franzosen, die weniger fähig und weniger geduldig als ihre Feinde, sich von der Nervosität übermannen lassen und daher schneller müde werden, obwohl es die besten Truppen Frankreichs, Bretonen und Normannen, sind. Kaum lenkt sich der Abend hernieder, so beginnt von den französischen Schützengräben das Gewehrfeuer, das weder Zweck noch Ziel hat. Man schießt gegen eingebildete Feinde. Den Kameraden, die vom Lager aufspringen, ruft der deutsche Soldat auf dem Wachtposten zu: „Nichts; nur Nervosität!“ Und in diesen Schützengräben, in denen ständig der Tod droht, haben die Leute ihre körperliche Frische und ihre Fröhlichkeit bewahrt.

Als etwas Grandioses, wahrhaft Episches, das zeigt, wie die Moral des deutschen Soldaten im Kriege ist, hat nicht nur dem Italiener, sondern auch dem schwedischen Oberst Bowring die Tatsache, daß hier mitten im Kriege die deutschen Soldaten der vordersten Linien einen „Gefangenverein“ gegründet haben, den größten Eindruck gemacht. Der sie begleitende deutsche Offizier läßt die Sänger aus den verschiedenen Schützengräben telephonisch zusammenrufen zur benachbarten Dorfkirche, und die über die Berufung zunächst etwas verdunkelten deutschen Krieger singen unter der Leitung eines Sergeanten vor den fremdländischen Gästen drei vaterländische Lieder: „Das ist der Tag“, „Heimatsliebe“ und „Morgenrot“. Den tiefsten Eindruck macht ihnen das dritte Lied, „vielleicht das melancholischste der Soldatenlieder, das je in der Welt gehört wurde“. Nach dem Vortrag nähert sich ihnen der Sergeant; während der schwedische Oberst ihm in Worten, die von Rührung unterbrochen sind, seine Bewunderung ausdrückt, verflüchtigt die zu starke Erregung dem Italiener

den Mund, so daß der Sergeant, der das Schweigen wohl mißversteht, entschuldigend sagt: „Sie müssen Nachsicht haben. Die Tenöre und Baritone gehen gut, aber es sind nicht genügend Bässe. Sie haben mir vorgestern Nacht zwei erschossen...“ Hier liegt“, schreibt der Italiener, „das wahre Geheimnis dieser Kraft des deutschen Soldaten, die Europa mit Staunen und Jörn erfüllt. Die eiserne soldatische Disziplin, die beste Bewaffnung wirken nur mit. Das Wesen seiner Kraft, wie das seines ganzen Landes, ist durchaus moralisch: es liegt in diesem starken Gefühl, in dem die Liebe zur Familie, die Liebe zum Vaterlande und die Liebe zu Gott verschmolzen sind.“

Als einen ergreifenden Beweis dafür erzählt er zum Schluß eine Episode, wo es nicht möglich war, die Stellung einer den Deutschen schweren Schaden zufügenden französischen Batterie zu ermitteln, und es daher nötig wurde, daß ein Mann sich zur Erkundung durch die feindlichen Linien schlich. Unter den vielen Pionieren, die sich als Freiwillige meldeten, wurde einer ausgewählt. Der Italiener stand dabei, als der Oberst ihm seine Aufgabe auseinandersetzte. „Sie haben also verstanden?“ fragte der Oberst zum Schluß. „Jawohl!“ antwortete der Soldat, der stramm da stand. „Wenn Sie Ihr Ziel erreichen, werden Sie bei Ihrer Rückkehr das Eisene Kreuz erhalten.“ „Jawohl.“ „Sie haben Familie? Haben Kinder?“ Gut. Wenn Sie (die Stimme des Obersten wurde etwas unsicher) nicht zurückkehren sollten, werden Ihrer Familie 5000 Mark gesandt werden.“ „Danke schön, Herr Oberst!“ antwortete kurz der Soldat, immer in soldatischer Haltung, wie überzeugt, daß diese Belohnung wahrscheinlich wäre als seine Rückkehr. Dann trat der Feldprediger vor, der Soldat kniete nieder und der Prediger legte seine Hände auf sein Haupt und segnete ihn. Der Knieende erhob sich darauf, grüßte und ging. Wir kam später der Zweifel, der Mann könnte sich gefangen nehmen lassen und so leicht die Belohnung verdienen. Als ich mich aber erkundigte, erfuhr ich, daß der Pionier, nachdem er seine Aufgabe erfüllt, zurückgekehrt war.

\*

Ein mannshoher Graben mit steilen, fast senkrecht abfallenden Böschungen; oben mag er knapp ein Meter, an der Sohle etwa 60 Zentimeter breit sein. Das beim Ausheben des Grabens gewonnene Erdreich ist vorn zu einem etwa 60 bis 75 Zentimeter hohen Wall aufgeworfen und in der Vorderwand des Grabens sind Stufen eingeschnitten, von denen aus man über die Wallkrone hinwegsehen kann, nach dem Feinde. Dieser schießt, sobald sich ein Kopf über dem Wall erblicken läßt. Darum betrachtet man ihn lieber durch die Gucklöcherchen, die in dem Wall angebracht sind. So schildert Rudolf Cuno den deutschen Schützengraben. Er hat eine Nacht in einem solchen in der Nähe von Lille verlebt und erzählt darüber:

Unsere Grabenpromenade begann von dem Dorfe Fr. aus. Früher mag es ein stattlicher Ort von behäbigem Wohlstand gewesen sein, wie so viele Dörfer in diesem von der Natur so reich gelegenen Landschaft. Jetzt sind die Gruel der Verwüstung über diese Stätte hereingebrochen, und von dem stattlichen Dorfe ist nur ein wüster Trümmerhaufen übriggeblieben, und wo noch eine Giebelwand stehengeblieben ist, ein Stück Kirchturn, ein Schornstein oder sonst ein etwas höher emporragendes Stück Mauerwerk, das vielleicht als Beobachtungsstand dienen könnte, da schlägen täglich die englischen Granaten ein, um auch diese letzten

Ruinen niederzulegen. Und seltsam! In dieser Höhle ist noch menschliches Leben!

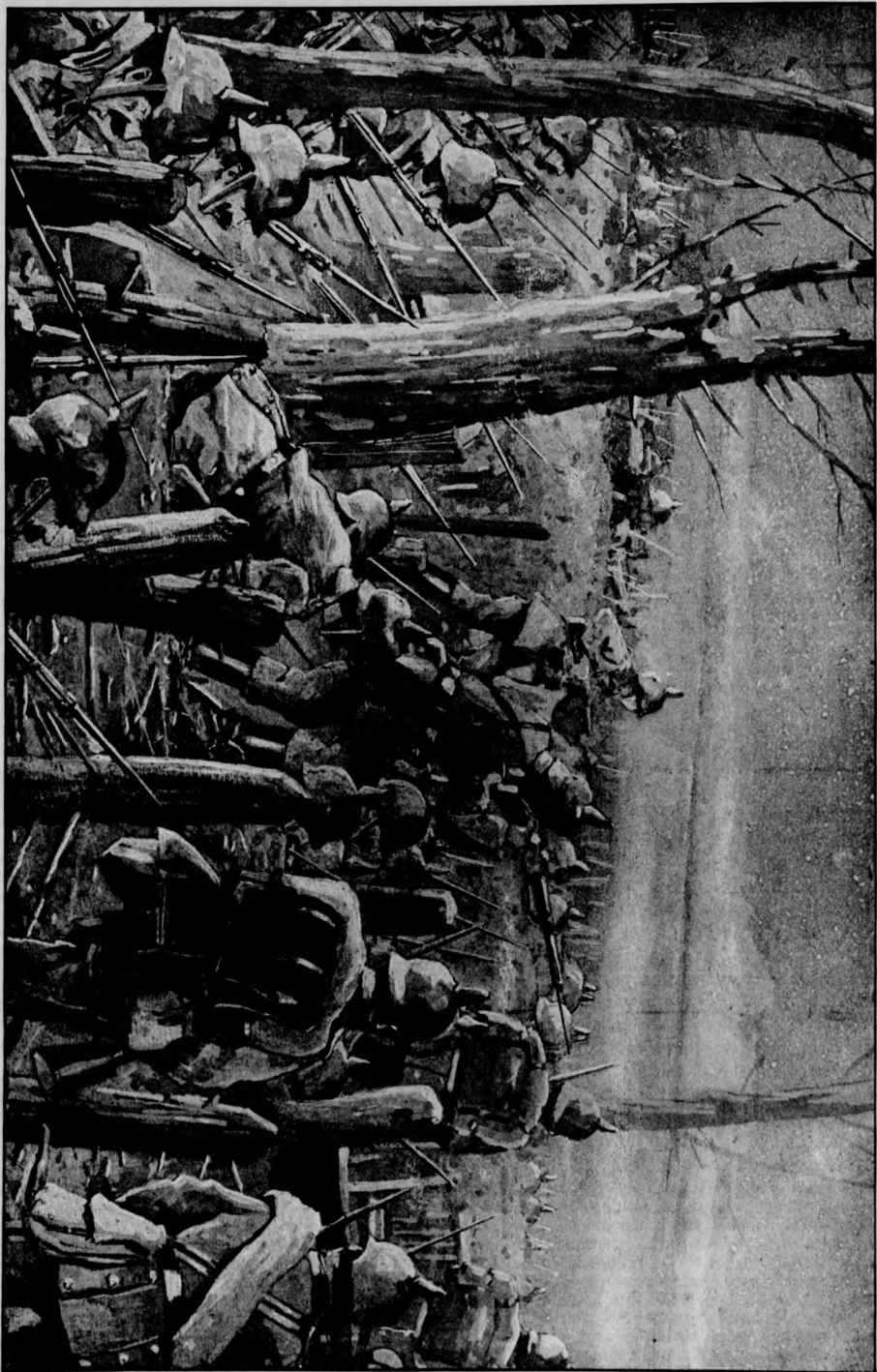
Schon auf unserer Fahrt zu den Gräben sah ich zu meinem lebhaften Erstaunen zahlreiche Landleute auf den Rübenfeldern und in den Gemüsegärten mit der Einbringung der Feldfrüchte beschäftigt. Die Rüben standen hier noch mit so frischen, grünen Blättern im Boden wie bei uns im September, und man sagte mir, daß sie sich durch das englische Artilleriefeuer nicht im mindesten stören ließen. Daß aber auf einem Raume noch Menschen wohnen konnten, auf dem sich das feindliche Geschützfeuer mit aller Wucht zusammenzog, das hätte ich nicht für möglich gehalten. Und doch war es so.

Zwischen den Schuttbergen, die von dem Dorfe Fr. übriggeblieben, steht fast unverändert ein armliger Häuschen, und darin haufen Urahn, Großmutter, Mutter und Kind. Das Kind mit blonden Locken und großen rehbraunen Augen, aus denen es neugierig auf die fremden Männer mit den hübschen roten und gelben Mützenstreifen blickte. Die Mutter erklärte uns auf unsere Frage, warum sie denn hier, in der ständig drohenden, furchtbaren Lebensgefahr, ausharre, daß sie keine Mittel besitze, um sich in Lille oder an einem anderen Orte mit den Übrigen dorthin zu bringen. Hier in Fr. hätten sie zwar auch schon seit vielen Tagen kein Stückchen Brot und kein Stückchen Fleisch gegessen, aber in ihrem Keller hätten sie noch einen kleinen Vorrat von Kartoffeln. Von dem lebten sie und warteten, was der liebe Gott über sie beschließen werde.

Bis zu den Ruinen der Kirche von Fr. waren wir durch Schuttwälle und Mauerreste gegen feindliches Feuer gebtet. Nun aber galt es, über einen freien Platz hinweg zu den Trümmern der Brauerei hinüber zu wechseln. Wir setzten uns daher in einen langen Galopp, und in wenigen Augenblicken hatten wir die schützende Hausede erreicht, ohne Feuer bekommen zu haben. Die Kellereien der Brauerei hat ein genialer Kompagnieführer zu einem absolut bombensicheren Unterstand herrichten lassen. Oben, auf der Kellerdecke, auf die Mond und Sterne hinuntersehen, eine zwei Meter dicke Tonschicht, und unten, an der dem Feinde zugekehrten Wand, mehrere dicke Padungen von Leinwandgarnbündeln, die in einer benachbarten Spinnerei vorgefunden wurden. Da kamen die Granaten aus den schweren Feldhaubitzen nicht durch, und so hat der Brauereikeller zugleich das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden: Schutz gegen feindliches Granatenfeuer und Sicherung der wertvollen Leinwandvorräte vor dem Verderben und vor der Verzettlung. In dem Brauereikeller liegen sie sicher. Und noch etwas anderes fand man da unten, nämlich — einen Rest der Biervorräte aus der Brauerei. Eine immerhin noch ganz stattliche Anzahl von Fässern. Es war ein leichtes, etwas säuerliches Gebräu, das uns die wackeren Sagen da unten aus Zinnkrügen kredenzten.

Bisher waren wir immer noch hinter Mauerdeckungen vorgegangen. Nun aber ging's hinein in den eigentlichen Schützengraben. Es war zunächst ein bereits älteres Grabenstück, in das wir gelangten, noch verhältnismäßig trocken und gut ausgebaut. Der Wall vor dem Graben hoch und fest, die Ausslöße für die Posten mit Ziegeln und Holzbrettern besetzt und die Unterhände für Mannschaften und Offiziere geradezu fürstlich für einen Schützengraben. Überall Holzverschalungen an den Wänden und feste Dielung auf den Fußboden. An geeigneten Stellen Kleiderriegel, Gewehrständler und Stageren für die Unterbringung von Ewahren, Büchern, Gebrauchsgegenständen usw. In einem Offiziersunterstand fanden wir sogar einen noch ganz blanken Weilerpiegel, ein Vertiko und ein etwas verstimmtes, aber noch ganz spielbares Klavier.

Inzwischen war die tiefe Dämmerung angebrochen, und nun ging es durch einen im Fickack angelegten An-



**Angriffskämpfe der Japsen an der Aisne.**  
Sieg einer Ortsgeschützung von R. Corbail.

Annäherungsgraben hinüber in den dem älteren Graben parallel laufenden neuen Graben, den man in der Nacht vor dem Tage meines Besuchs ein gutes Ende vorangebracht hatte. Darob waren die Engländer sehr böse und schossen ingrimmig. Noch waren wir in dem Annäherungsgraben. Er stand stellenweise bis zu den Knien voll Schlamm und stellte eine der bösesten Strecken auf unserer Wanderung dar. Noch waren wir etwa 200 bis 250 Meter von den Engländern entfernt und schon knallte es hier und dort. Natürlich hat das Schießen bei Nacht keinen Zweck, denn Zielen und Treffen ist nicht ein und dasselbe.

So kommen wir ungehindert vorwärts in dem neuen Graben, in dem wir uns bis auf 70 bis 80 Meter an die englischen Stellungen heranpirschen konnten. Da hieß es denn, sich bücken, denn nun hörten wir nicht nur die Engländer sprechen, sondern auch ihre Kugeln pfeifen, sobald einmal auf unserer Seite ein leises Wort fiel oder der Lichtschein einer unvorsichtig gehaltenen Taschenlampe über den Grabenwall hinausdrang.

Am Tage sollen die Engländer fürchterlich zu den Deutschen herübergeschimpft haben, wie man mir erzählte. „Speckjäger“ hatten sie die Sachsen genannt, und die zerbrachen sich am Abend noch die Köpfe an der Frage, was wohl damit gemeint war. Weiter hatten sie die Sachsen eingeladen, hinüberzukommen, damit in einigen Tagen das Weihnachtsfest gemeinsam gefeiert würde. Und als diese Einladung abgelehnt wurde, hatten die Engländer den nicht minder freundlichen Wunsch ausgesprochen: „Mir wollen, daß ihr alle verlaufen sollt, ihr Schweine!“ Deutsch!

Als wir an einer Stelle vorbeikamen, wo der Regen den Erdball etwas weggeschoben hatte, ging das Geschiesse erst recht los, und deutlich hörten wir die Kugeln einschlagen. Das gibt in dem durchweichten Ton einen merkwürdig katzenhaften Laut. „Piii-piii-piii-piii“ klingt es, und der Schützengrabens humor hat denn auch das englische Geschiesse den „Mr. Pitisch“ getauft. „Der Mr. Pitisch kommt!“ jagen die Sachsen, wenn das Getralle losgeht. Natürlich trifft keine Kugel und man admet am Ende gar nicht mehr darauf. Angeler Leuten fällt es auch nicht im Traum ein, die englischen Schüsse zu erwidern. Wozu aber stöhnen denn die Engländer? Dafür wurde mir von den verschiedensten Seiten immer dieselbe Erklärung: Sie schießen, um ihre eigene Nervosität, ihre eigene Unruhe zu bannen. Sie klammern sich an ihr Gewehr und berauschen sich förmlich an dem Klange ihrer Schüsse.

So ging's die Gräben entlang, und inzwischen hatte sich rabenschwarze Nacht auf die Erde herniedergelent. Sie und da drang aus der Grabenwand ein matter Lichtschimmer hervor; eine Tür wurde geöffnet und wir blühten in die Unterstände der Mannschaften, alle trocken, alle zum Aufenthalt von Menschen eingerichtet, die Ruhe, Wärme, Erholung brauchen, manche sogar mit einer gewissen Behaglichkeit ausgestattet. Nach dem Wetter, je nach der tatsächlichen Lage, je nach den Nachrichten, die vom Feinde herüberkommen, stehen mehr oder weniger Mannschaften, mehr oder weniger lange auf Posten oder gehen Patrouille, und wenn sie abgelöst werden, so können sie in ihren Unterständen essen, schlafen, rauchen, kurz — können wie Menschen unter Menschen leben. Morgens kommt die Feldküche hinaus, um den Leuten warmen Kaffee zu bringen, und abends kommt sie wieder, um Abendessen zu liefern. Die Leute fühlen sich denn auch in ihren Gräben ganz behaglich, und wenn sie nach einer Reihe von Tagen abgelöst werden, um hinten in den Reservestellungen ihre Sachen wieder in Ordnung bringen zu können, dann gehen viele von ihnen mit Wehmut davon.

Durch die Gräben eines Regiments hatte mich mein freundlicher Mentor Hauptmann R. hindurch-

geführt und etwa vier Stunden seiner kostbaren Zeit hatte er mir gemidmet. Dann verließ er mich, nicht ohne mir zuvor einen Geleitbrief geschrieben zu haben, der mir auch weiterhin Tür und Tor beim Nachbarregiment öffnete.

In dem pompös eingerichteten Unterstand eines Kompanieführers ging es zur Nachtruhe. Aber noch nicht so bald, denn es kamen die Führer der Nachbar-Kompanien herbei und selbstvert jagten wir noch zusammen bei heiteren und ernstern Gesprächen. Den Raum, in dem auch eine Anzahl von Mannschaften untergebracht war, hatte man schon für das nahe Weihnachtsfest zu schmiden begonnen: Tannenreißig und Lichterkchen an den Wänden und darunter mit schwarz-weißroten Bändchen kunstvoll die Inschrift: „Zum heiligen Weihnachtsfest!“ Ach, was wurden da für köstliche Kriegsgeschichten erzählt, wie konnte man teilnehmen an den Freuden und Leiden unserer tapferen Krieger, wie bildhaft sah man vor sich, was jeder einzelne erlebt und erlitten hatte auf dem langen und opfervollen Pfad, den unsere Sachsen durch Frankreich gewandert sind, und welche Freude für den Gast, das herliche Verhältnis zu sehen, das sich da draußen in den Schützengräben zwischen Offizieren und Mannschaften herausgebildet hat. Da ist keine wüste Kumpanei, da ist keine plumpe Vertraulichkeit, keine Brechung der durch das Dienstverhältnis nun einmal bestimmten Grenzen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, sondern das ist wahre und echte Kameradschaft zwischen ganzen Männern, von denen jeder auf dem Posten, auf den ihn das Schicksal gestellt hat, seine Pflicht erfüllt und bereit ist, seine Pflichttreue mit dem Tode zu besiegeln.

Endlich ging's zur Ruhe, das heißt, was man in der Behandlung eines vielgeplagten Kompanieführers im Schützengraben so Ruhe nennt. Draußen schießt's die ganze Nacht hindurch, Posten und Patrouillen kehren heim, Meldungen kommen an und die Britische ist recht hart trotz des Strohs. Eben war ich so fachte auf dem Lager neben meinem Gastfreunde hinübergeschlummert, als eine Meldung von der Brigade kam, die einige Aufregung hervorrief. Es sei ein Engländer gefangen genommen worden und der habe ausgesagt, daß englischerseits um 4 Uhr ein Angriff geplant war. Also schnell die erforderlichen Befehle. Die Mannschaften murmelten halb im Traum: „Laßt sie nur kommen!“ und schliefen weiter. Ich aber wartete gespannt der Dinge, die da kommen sollten, aber sie kamen nicht.

Die Nacht verging und der Morgen graute. Bei strömendem Regen gingen wir noch einmal die Postenkette entlang bis zum Stande der Maschinengewehre. Unsere Leute sind in den Schützengräben gut untergebracht und werden nicht langsam von unten herauf zu Wasserleiden. Nach dem, was ich gesehen habe, glaube ich dem Oberstabsarzt unbedingt, der mir versicherte, daß der Gesundheitszustand unter den Mannschaften noch nie so gut gewesen ist wie eben jetzt.

\*

Auch der Humor stellte sich, wenigstens teilweise und zeitweise, in den Schützengräben ein. Ein deutscher Hauptmann, der wochenlang in den Schützengräben gelegen war, schildert seine Erlebnisse in folgender launiger Weise:

Der Mensch ist ein Produkt seiner Umgebung. Unser Milieu ist brauner Lehm. Der lehmbräune Schützengrabensmensch, das ist die neueste Entwicklungsstufe, hat nichts zu trinken, reagiert sauer auf Erbswurst, unterscheidet die ältesten Jahrgänge mit der Zunge und an der grünen Farbe wie ein Weinkenner und schläft im Schlamm wie eine Leichfräule. Da haben wir die ganze Naturgeschichte. Zoologischer Name:

Homo soldaticus fossilis, von Fossa, der Schützengraben. Sie haben auch schon ihr Bundeslied, diese lehmbräunen, versteinerten Grabenmenschen. Ein junger Offizier hat es an der Aisne verfaßt:

Das Haar wächst uns zur Mähne,  
Die Seife ward uns fremd,  
Wir pusen keine Zähne,  
Wir wechseln auch kein Hemd.  
Durchnäht sind alle Kleider,  
Oft bleibt der Magen leer,  
Von Bier und Wein gibts leider  
Auch keinen Tropfen mehr.  
Es quastst in Schuh und Socken,  
Der Dreck spritzt bis zum Ohr;  
Das Einzige, was noch trocken,  
Sind Kehle und Humor.

So klingt es nach der Weise eines alten Studentenliedes aus den Schützengraben. Staunend vernehmen die Franzosen diesen rauhen germanischen Barbensang, der sich wohl schwer in ihre Sprache übersetzen läßt, so genau auch jedes Wort zu verstehen ist. Denn sie liegen sich stellenweise nur 30 bis 50 Meter gegenüber, die feindlichen Schützengraben. Und da hat sich zwischen den Feinden, die so lange gemeinsam dem Tod ins Auge blickten, eine Art Kommtent herausgebildet. Mittags von 12 bis 2 Uhr ist an vielen Stellen der Kampflinie auf Grund einer beiderseits streng eingehaltenen Vereinbarung Schießpause eingelegt worden. Es kann aber vorkommen, daß infolge von zwingenden Gründen menschlicher Natur einer der Kämpfer zu anderer Zeit den dringenden

Wunsch hat, den Schützengraben zu verlassen. Dann hebt er den Gewehrkolben in die Höhe. Das Heben der Gewehrkolben im feindlichen Graben zeigt ihm an, daß er verstanden worden ist und den Graben verlassen kann. Meist verläßt gleichzeitig auch einer der Feinde den Graben, gewissermaßen als Geißel. Zwischen Deutschen und Franzosen ist es noch nicht vorgekommen, daß auf jemand im Augenblicke dieser Neutralität geschossen wurde.

Der Mensch gewöhnt sich an alles, schließlich auch an das Maulwurfsdasein im nassen Schützengraben. Aber man sucht es sich so gemütlich zu machen, wie es der Komfort der Erdlöcher zuläßt. Wenn es in der Naturgeschichte des Homo soldaticus fossilis heißt, daß er im Schlamm schlafe wie eine Teichkröte, so ist das eine kleine Übertreibung und kommt nur ausnahmsweise

vor. Meist schläft er in sehr zweckmäßig gebauten förmlichen Erdkajernen, die eine mollige Sicherheit gegen Wind, Regen und feindliche Schrapnelle bieten. Man kann selbst Polsterfedern und behagliche Kanapees im Schützengraben finden, die zu einem Mittagsschläfchen mitten im Kugelregen einladen. Sehr sinnenreich sind die Kochvorrichtungen, die so eingerichtet sind, daß kein aufsteigender Rauch die Stellung dem Feinde anzeigt. Nur ganz ausnahmsweise dagegen findet sich ein anderes, hier draußen stets als sehr gemütlige Nachbarschaft empfundenes Möbel im Schützengraben, nämlich das Klavier. Immerhin haben die Engländer Gelegenheit gehabt, aus einem deutschen Schützengraben deutsche Kriegslieder mit Klavierbegleitung zu hören. Ein rheinischer Klavierlehrer hatte sich an das in der Nacht aus einem der Zerstörung ausgelieferten Nachbardorfe in den Schützengraben geschleppte Instrument gesetzt und meißerte die Tasten taftslüchtig im ärgsten Kugelregen. Er kam nicht einmal aus dem Takt, als ein Schrapnellsplitter das Klavier antrugte.

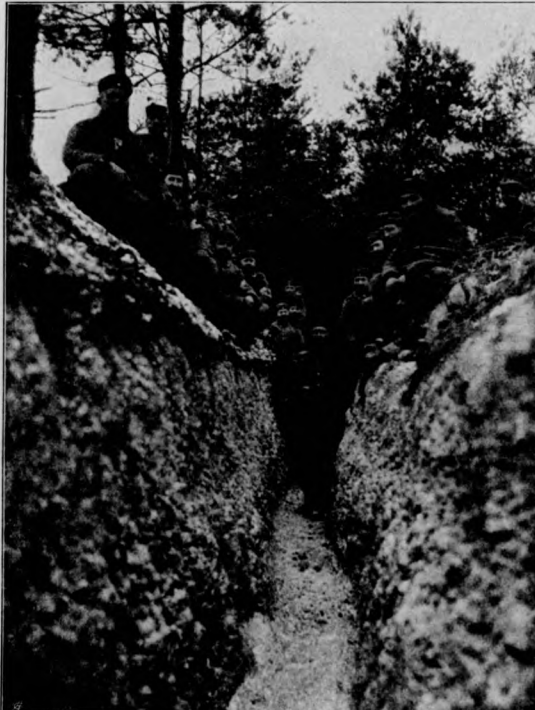
\*

Es mag auch zeitweilig viel weniger behaglich in den deutschen Schützengraben ausgesehen haben, aber es ist bezeichnend für den deutschen Geist, daß er auch in der schlimmsten Lage und trotz körperlicher Entbehrungen den Humor nicht einbüßte. Hören wir eine Schilderung von Unterständen in der Kampflinie

bei Reims.  
Hier standen Sachen: sie hatten sich eine ordentliche Stadt eingerichtet, über die ein Richterstatter erzählte:

Die Sachen haben ein Stück der Topographie ihres Königreiches auf die Champagne übertragen. Das ganze ausgedehnte Operationsgebiet ist mit Wegweisern versehen, die nicht nur gut deutsch sind, sondern manchmal sogar starke Leipziger oder Dresdner Dialektanklänge aufweisen. Und die Jägerbataillone haben bei der Benennung der neuangelegten Waldpfade der Sehnsucht nach den schönen heimatischen Bergforsten ganz rührend Ausdruck gegeben.

Der Mittelpunkt dieses neu-sächsischen Landes, dessen Karte in der Kriegsgeschichte eines der humorvollsten Blätter bleiben wird, ist aber nicht etwa Neu-Dresden. Neu-Leipzig oder Neu-Chemnitz,



Kriegsgeschichte.

Deutsche Schützengraben.



sondern der „Höhenluftkurort Oberbärenburg“. So heißt jetzt ein Platz an der höchsten Geländeerhebung, von deren Gipfel man einen entzückenden Rundblick weit hin über die Umgebung hat und von wo aus man einen großen Teil der kriegerischen Vorgänge wie in einem Panorama überblicken kann, wenn das Wetter klar ist. Trotz dieser hervorragenden Lage bieten die nahe dem Gipfel mündenden Bodeneinfenkungen auf Kilometer im Umkreise die größte Sicherheit gegen die schmerzlichen Geschosse, mit denen der Feind fortwährend das ganze Gebiet bestrahlt. Deshalb sind hier oben die Kasernen für die von bestreutägigem Aufenthalt in den Schützengräben abgelösten Truppen und die Erholungsstätten für Leicht-erkrankte. Ganze Straßenzüge von Höhlenwohnungen winden sich an den Berghängen hin und schmale Fußpfade führen bald zu Einzelhäuschen, in denen nur ein paar wegen anstehenden Schnupfens abgesonderte In-lassen wohnen, bald zu größeren Schlafgebäuden und geräumigen Verammlungshäusern, wo die gesamten Mahlzeiten eingenommen und die langen Tage mit fröhlicher Kurzweil, einem Männerkaf und Gesang gefürt werden.

Der Weg von hier bis zur vordersten Schützengrabenslinie ist noch ziemlich weit. Aber dank der guten Markierung kann man ihn nicht verfehlen. Man muß nur immer den Wegweisern zur „Einsiedelei“ folgen und sich an der Abzweigung des Pionierweges, der zum Pionierdepot führt, und des Feldküchenweges, der beim Abstoßplage endet, immer geradeaus halten.

Die „Einsiedelei“, die viel bewunderte Höhlenvilla des Majors v. Einsiedel, ist der Mittelpunkt eines ganz neuerlichlosenen unterirdischen Kulturzentrums. Bis hieher reicht das Telephon, welches die vorderste deutsche Schützengrabenslinie mit dem Brigadefommando und mittelbar aus langen Drahtstreden durch das Operationsetappengebiet hindurch mit dem Heimatlande und mit der Reichshauptstadt Berlin verbindet. Hier steht die hölzerne „Lichtsäule“, an der täglich die Berichte des Großen Hauptquartiers und eine Reihe anderer Kriegsnachrichten angeliefert werden. Auch die neuesten Zeitungen, welche die Feldpost bringt, werden hier zur allgemeinen Kenntnisnahme ausgehängt. Leider sind sie meist schon recht altgedaden geworden, ehe sie hieher gelangen. Aber den aufmerksamen Leser hier draußen entschädigt die Stimmung, die ihm aus den deutschen Blättern entgegenweht.

Die „Einsiedelei“ ist ein Beispiel für die Bauleistungen der im Schützengrabens liegenden Truppen. Von außen läßt der mit Rasenstüden bedeckte Erdhaufen nicht ahnen, wieviel Behaglichkeit und beinahe Schönheit er eiferfüchtig in seinem Innern verbirgt. Es gehört sogar einige Geschicklichkeit dazu, um durch den engen und niedrigen Eingang in das Innere zu gelangen, aber dann steht man in einer kleinen mit Baumstämmen gestützten Halle, deren Decke von Rundhölzern getragen und verblendet und deren Fußboden mit Wellblech belegt ist. Das meiste Ausstattungs-mobilien ist aus Naturholz, aus verschlungenen Ästen und Baumwurzel, sehr stil- und kunstvoll gebaut. Im Schneiden blitzblanker Bretter aus grünem Holz scheinen unsere Pioniere Meister zu sein. Aber der eigentliche „Komfort“, mit dem hier nicht etwa geparkt, sondern der eher in einer überbunten Mannigfaltigkeit angehäuft ist, kann nicht den Anspruch machen, bodenwüchtig zu sein. Man hat vielmehr meilenweit von den verschiedensten Stellen aus den von den Franzosen selbst zerstörten Dörfern herbeigebracht, was irgend dienlich sein konnte, um Gitterreihen und Rheumatismus abzuwehren. Matrasen, Säcke voll Heu und Stroh, vor allem aber Bücher, Decken und Teppiche jeder Art, die mehr als mannigfaltiges Gemisch; und doch ist das Ganze so zweckmäßig und behaglich geordnet, daß man sich in dem unterirdischen, durch einen schmalen verglasten Spalt beleuchteten Raume sofort in einer ge-

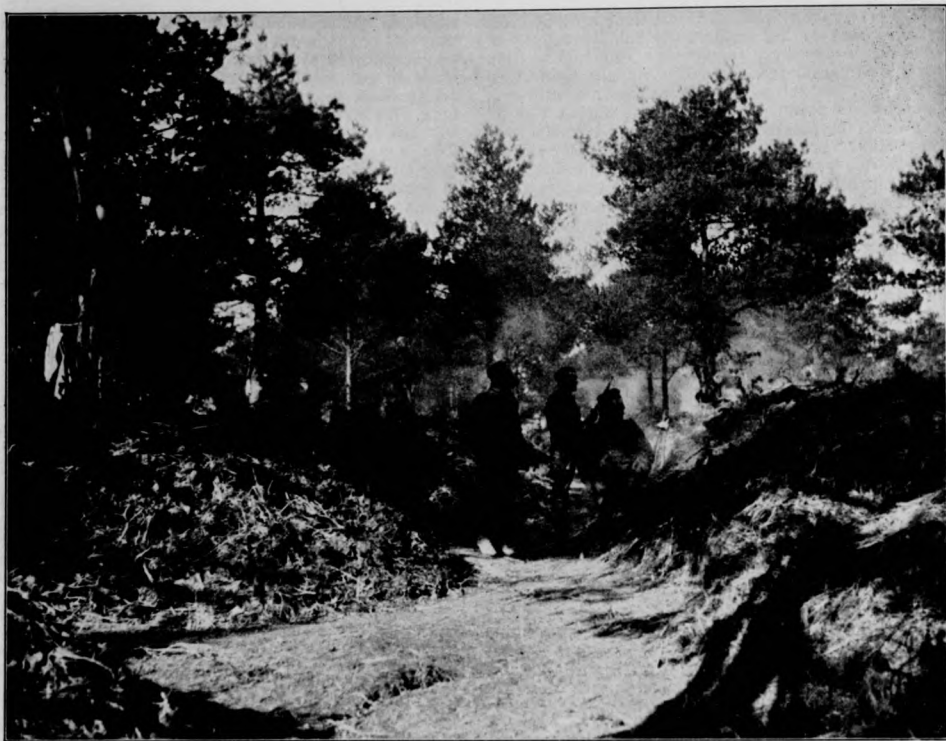
mütlichen Bleibestimmung befindet. Man vergißt ganz, daß der Hauptzweck der Anlage die Sicherheit gegen die fortwährend drohenden Sprengstüde feindlicher Geschosse ist und daß die meterhoch mit Balken und Erde belegte Decke gegen Volltreffer doch keinen Schutz bieten kann. Für die Heizung ist sehr gut geforgt. Vor kurzem sind aus der Heimat einige hundert kleiner gußeiserner Ofen von besonderer Art eingetroffen, die mit jedem Heizmaterial gespeist werden können und deren Rauch in langen Erdkanälen niedergeschlagen werden kann, so daß er dem Feinde kein Ziel bietet. Wenn es aber nebelig oder regnerisch ist, oder wenn die Dämmerung herabsinkt, dann kommt neben dem deutschen Ofen der französische Kamin zu Ehren, der weiß und elegant, wie aus Marmor gemeißelt, in den Kreidemergel hineingestochen ist. Und beim Knistern der Scheite kommen dann die Kostbarkeiten der Villa aus ihren verborgenen Nischen hinter den Vorhängen zum Vorschein: ein gutes Buch, eine Flasche Landwein, oder gar die bei sparsamer Benutzung ungläublich dauerhafte Flasche Rum oder Kognak, aus welcher der Tee gemürt wird.

An solchen inneren Schönheiten wetteifert mit der Einsiedelei eine Reihe benachbarter Villen, so die Villa „Waldfriede“, deren Name freilich ein humoristischer Gegensatz ist, denn sie liegt sehr unfröhlich mitten im französisch-englischen Schußfeld; die „rumänische Stütte“, die ihre Bezeichnung davon hat, daß als Kronleuchter ein paar Jagdfreien dienen, und das „altddeutsche Bierkübel“, das wirklich die gemütlichste Kneiphöhle der Welt trotz Wurbaas Keller sein könnte, wenn nur die Hauptlache vorhanden wäre: der hier völlig zur Sage gewordene braune Stoff.

All diese Bauwerke sind von sächsischen Oberjägern entworfen und ausgeführt, und es ist schade, daß nicht eines von ihnen, so wie es steht und liegt, in das deutsche Kriegsmuseum übergeführt werden wird. Denn diese Erdwohnungen sind Denkmäler deutscher Kultur, die sich in Ehren sehen lassen dürfen.

Freilich, so gern das an die Grauen des Krieges gewöhnte und durch die Brandruinen ehemals blühender Dörfer und Städte bis zum Abscheu überfüllte Auge auf diesen Städten einer selbst im Maulwurfsloch sieghaften Lebensbejahung verweilt, so darf doch nicht der Anschein erweckt werden, als ob diese unfreiwillige Wildwextromantik in Wirklichkeit einen Ausgleich gegen die stetige Lebens- und Gesundheitsgefahr bieten könnte. Man könnte in diesen Erdwohnungen ebenjot an die unterirdischen Totenhäuser denken, die manche Völker des Altertums und heute noch der sibirischen Steppe für ihre Totgeweihten erbauen. Wie unsichtbare Lemuren lauern Rheumatismus und Erkältung hinter den dunklen Teppichwänden, und jeden Augenblick kann eine Granate einsinkeln, welche den ganzen Würdengauber in ein zugeshüttetes Grab verwandelt.

Eben, als wir durch einen Annäherungsgraben der vordersten Schützengrabenslinie zustreben, begannen trotz des dichten Nebels einige schwere französische Batterien ihr drohnendes Donnerlied. Doch galt ihr Schießen einem anderen Teile der Front. Die Leute, die wir vorn im Schützengrabens trafen, ließen sich denn auch durch das Gebrüll der ehernen Säuhne nicht im mindesten in ihrer Ruhe stören. Die meisten lagen gemächlich in Decken gebüllt auf dicken Strohschütteln in den splitter-sicheren Unterständen und freuten sich der Ruhepause, die ihnen der düstere Novembertag verschafft hatte. Auch als kurz darauf aus sehr naher Entfernung das Knattern französischer Infanterieregimere losging, so daß die Äugeln dicht über unsere Köpfe sausten, ver-sicherte ein Landwehmann: „Oh, das ist weiter nicht, da ist eine französische Patrouille unterwegs, und wenn die Kerle gar nicht anders zu tun haben, knipsen sie e blicken herüber. Wir antworten gar nicht, denn bei dem Nebel wäre das Munitionsverschwendung. Aber man tut doch besser dran, seinen Kopf nicht zu zeigen, sondern



Leitz, Weisbüro.

Walblager deutscher Truppen in Frankreich. Reisighaufen verbeden die Eingänge zu den Erdwohnungen.

sich ein klein wenig niederzudenken.“ Aber die Kriegslage in diesem Kampfgebiet gab mir ein anderer von den Schützengrabeninassen folgende sehr zutreffende Darstellung: „I, mir brauchen doch denen nich zu kommen, die müssen doch uns kommen, mir könnens abwarten.“ Und man ahnt nicht, was für eine Selbstbeherrschung in diesen Worten bei Leuten liegt, die dem Feinde so nahe gegenüberstehen und die brennend gern an ihn heranmöchten, namentlich an die Engländer, die sich fast nie zeigen, deren Lydditgranaten aber von Zeit zu Zeit aus weiter Ferne herüberkommen. Ein Aschbecher aus der verbogenen Wandung einer englischen Lydditgranate gehört, wie es scheint, zur Ausstattung jeder besseren unter den beschriebenen Erdwällen.

Übrigens ist der Aufenthalt im Schützengraben durchaus nicht so langweilig und eintönig, wie es scheinen möchte, sondern von Zeit zu Zeit wird für eine Abwechslung gesorgt. So hat man kürzlich einmal auf einer Stelle des Kampfgebietes sehr geschickt einen Rückzug markiert. In der Meinung, daß die Schützengräben verlassen seien, kam eine Schar Turkos angestürmt und sprang mit wildem Siegesgeheul in die Gräben. Da kamen aus ihren Schlupflöchern die Sachsen heraus und sagten als höfliche Leute: „Kun entschuldigen Sie gütigt, meine Herren, daß wir auch noch da sind“, und nahmen die ganze Bande gefangen. Die Schwarzen waren mit ihrem Pech nach der ersten Verblüffung ganz zufrieden und freuten sich, daß sie in gute Gefangenelager kommen würden, denn sie waren alle von dem ihnen unermöglichen Nebelwetter fürchtbar erkältet, und einige schüttelten sich vor Fieber.

Ein andermal wurde durch einen Handstreich der nächstgelegene französische Schützengraben genommen. Von den Gefangenen erfuhr man, daß eine Patrouille unterwegs war, die sogleich eintreffen mußte. Man verhielt sich also ganz still. Bald erschienen drei Rothosen, die mit einem Sachsen, der sich eines der Käppis der Gefangenen aufgesetzt hatte, einen fröhlichen Gruß tauschten und mit lautem „bon soir les camerades“ ahnungslos in den von den Deutschen besetzten Graben hüpfen. Sie wurden sofort gepackt, und man fand bei ihnen sehr wichtige Befehle, die über einen beabsichtigten Vorstoß des Feindes Auskunft gaben. Dieser konnte dann ohne alle Verluste von unserer Seite blutig abgewiesen werden.

\*

### Der Triumph der deutschen Organisation.

Es mag an den paar Schilderungen des Lebens in den Schützengräben genug sein; daß dieses Leben einigermaßen erträglich geworden war, das war der deutschen Organisation zu danken, die gerade in diesem Kriege so außerordentliches geleistet hat. Ein Amerikaner, James F. J. Archibald, der gewiß nicht der Voreingenommenheit für Deutschland verdächtig sein kann, schildert seine Eindrücke bei der deutschen Armee in „Jrgendwo in Frank-

reich, Dezember 1914“ mit folgenden geradezu begeisterten Worten:

Ich bin wahrhaftig verblüfft durch die außerordentliche Leistungsfähigkeit der deutschen Armee im Felde, wie ich sie während der letzten Tage hier auf dem westlichen Kriegsschauplatz beobachtet habe. Ich habe immer die größte Leistungsfähigkeit von dieser Armee erwartet, aber trotzdem muß ich gestehen, daß ich überrascht war. Es gibt nichts bei dieser Armee, was ungeschicklich bleibt. Nichts, was übersehen wird. Jeder einzelne Mann hat den absoluten selbstverständlichen Glauben an die allsiegende Gewalt der deutschen Waffen. Und dieser Glaube allein reicht aus, Schlachten zu gewinnen.

Während der letzten Tage habe ich Gelegenheit gehabt, mehrere Punkte an der Westfront zu besuchen. Ich habe recht viel von den Kämpfen gesehen, die auf der ganzen Linie fortwährend vor sich gehen. Vielleicht die interessanteste Seite der Situation an der unmittelbaren Kampffront ist der gute Mut von Mannschaft und Offizieren nach vier Monaten des schwersten Kampfens, das die Welt in all ihren Kriegen bisher gesehen. Man hat sich an das Leben in den Schützengräben gewöhnt, ja, man scheint es sogar zu genießen. Die Fingigkeit, mit der man es sich behaglich zu machen sucht, ist einfach ein Wunder. Räumlichkeiten, groß genug, um mehrere Mann bequem aufzunehmen, sind in die Erde eingegraben, mit dem Eingang direkt vom Schützengraben her, so daß im Falle eines Arms oder eines plötzlichen Angriffes alles in einigen Sekunden am Platze

sein kann. In diesen Unterständen ist man selbst im bestigen feindlichen Schrapnellfeuer so sicher, als wären die Soldaten zu Hause in Deutschland. In diesen eingegrabenen Unterständen gibt es Stühle und Bänke; in manchen Fällen auch Spiegel, Uhren, Bilder, Bücherregale, selbst Vorhänge und Teppiche, die in den Ruinen der vielen vom Geschützfeuer zerstörten Ortschaften und Häuser gefunden wurden. Die von der deutschen Militärverwaltung beigegebenen Bänke sind sehr klein, aber sehr praktisch für Heizzwecke und tragbar. Zum Kochen braucht man sie nicht, da das warme Essen zur gehörigen Zeit von irgendeiner geschützten Stelle hinter der Linie, wo es in der ausgezeichneten „Gulaschkanone“ und Feldküche hergestellt wurde, gebracht wird.

An einer Stelle fand ich sogar einen Ziegelfußboden und überall eine vorzügliche Abwässerung. Regenwasser in den Schützengräben ist der schlimmste Feind der Truppen, den sie, wie sie alle sagen, mehr fürchten als die Geschosse des Feindes. Regenwasser ist weit schlimmer als Eis oder Schnee, aber zum Glück sind nur wenige der Schützengräben sehr naß.

Eines Nachmittags luden mich einige Offiziere zum Souper. Ich nahm an und wurde die Schützengräben entlang zu einem Punkt gegenüber einem alten Schlosse gebracht, das augenscheinlich ein sehr schönes Bauwerk gewesen war, wohl das Heim eines reichen Weinbergbesitzers, das aber gegenwärtig nur ein Trümmerhaufen im Wege der feindlichen Armeen war. Es war noch in gutem Zustande, als die Deutschen die nahegelegene Stadt besetzten, aber das französische und englische Geschützfeuer hatten es gründlich zerstört, so



Feberunterstände in Frankreich, die durch die prachtvollen Kiefernwaldungen Schutz vor Fliegern gewähren.  
Europ. Krieg. II.

Leips. Briefbüro.

daß kaum noch irgendeine Ähnlichkeit mit einer menschlichen Besatzung bestand. Als wir uns der Ruine näherten, wunderte ich mich, wo die Offiziersmesse stattfinden könnte; denn es war wahrscheinlich kein Platz zu sehen, wo man ein Souper auftragen konnte, da die ganze Zeit ein heftiges Gewehrfeuer stattfand, und wenn einer auch nur die Krone seiner Mütze zeigte, machte er sie sofort zum Ziel von Hunderten genauen Schüssen der „Franzen-Ping“. Die Deutschen nennen die französischen Soldaten „Franzen-Ping“, weil das französische Gewehr beim Abfeuern scharf und viel höher tönt als das deutsche Gewehr, und das etwa wie „Ping“ klingt.

Ich wurde einen Schützengraben entlang geführt, bis er unmittelbar in die Schloßruine führte, und jetzt war ich mehr verblüfft als je. Ich befand mich auf der obersten einer Reihe von Steinstufen, die ins Innere der Erde hineinzuführen schienen. Als ich die Stufen hinunterstieg, hörte ich Musik heraufklingen. Unten angelangt, wurde ich in den großen, gewölbten Weinkeller des Schlosses eingeführt, der in einen Palaß umgewandelt war. Im Mittelpunkt stand ein langer Tisch, der für ungefähr 40 Personen gedeckt war. Das feinste Linnen bedeckte den Tisch. Das beste Porzellan und Glas erglänzte im Lichte von Duzenden von Kerzen, die in zwei großen Silberständerbechern, je einer an jedem Ende des Tisches, steckten. Draußen machte der peitschende Regenschirm die finstere Nacht besonders unangenehm; und so erschien die Szene, die sich mir darbot, als ich jene große Treppe hinuntergeführt wurde, eher ein Märchen denn Kriegswirklichkeit. Aber es war nur ein Beispiel der Fingigkeit, die die Leute in den Schützengräben zeigen. Ich konnte nicht umhin, an den Weihnachtsabend zu denken, den die Offiziere, so weit weg von der Heimat, hier abhalten würden.

Überall machte eines auf mich besonderen Eindruck: daß absolut keine Antipathie und kein Unwillen gegen die Franzosen herrschte. Ja, es schien tatsächlich ein Gefühl der Freundschaft zwischen den feindlichen Linien zu bestehen, namentlich dort, wo die Schützengräben ganz nahe aneinandertiegen. An einem Punkt befand sich ungefähr halbwegs zwischen den etwa 80 Meter voneinander entfernten deutschen und französischen Gräben eine Quelle besonders reinen, guten Wassers. Jeden Augenblick wurde auf der einen oder anderen Seite ein Signal gegeben, und auf dieses Signal hörte sofort das Feuer auf diesem Teile der Linie auf, einige Soldaten erschienen von beiden Seiten und gingen zur Quelle Wasser holen, schwappten miteinander, tauschten allenfalls Tabak, Zigaretten, Wein aus; dies verrichtet, kehrten sie jeder zu seiner Seite zurück, um ihre Aufgabe, sich gegenseitig umzubringen zu suchen, wieder aufzunehmen.

Ich wundere mich oft über die erbitterten Attacken, wenn ich die freundschaftliche Gefinnung der Leute, so oft sie in persönliche Berührung kommen, beobachte. Ähnlich verhält es sich mit der Zivilbevölkerung. An allen Teilen Frankreichs, die ich während meines Aufenthaltes bei der deutschen Armee gesehen, sprechen Frauen, Kinder und die noch übriggebliebenen Männer unweigerlich mit vollständiger Zufriedenheit über die Behandlung, die die Deutschen ihnen angedeihen lassen, und immer drücken sie dankbares Erstaunen darüber aus, daß die Deutschen für alles, was sie nehmen, gute Preise zahlen.

Die Produkte Frankreichs haben sich der deutschen Armee sehr nützlich erwiesen, und die deutschen Befehlshaber nutzen sie voll aus. General v. Emmich, der Erboberer von Lüttich, erzählte mir — und ich halte seine Mitteilung für das wichtigste, was ich seit meiner Anwesenheit im Felde gehört habe —, daß er bis zum Dezember weder Lebensmittel noch Futter aus Deutschland gebraucht, sondern ausschließlich von den französischen Produkten gelebt habe. Das ist ein höchst bedeut-

James Faktum — man stelle sich bloß eine Armee von der Größe der deutschen vor, die im Feindesland steht, ausschließlich von diesem Lande lebt und für jedes Not zahlt. General v. Seeringen, Kommandant der siebenten Armee, erzählt mir, daß er den französischen Bauern seine Artillerieperde geliehen habe, um sie bei der Ernte und den Arbeiten für das nächste Jahr zu unterstützen. In vielen Fällen, wo die Bauern alle zur französischen Armee abgegangen und nur Frauen und Kinder übrig waren, stellte ihnen der deutsche General Soldaten für die Feldarbeit zur Verfügung. Ich selbst habe Duzende von Dreschmaschinen, ausschließlich bemannt von deutschen Soldaten, gesehen, die für die französischen Einwohner arbeiteten. Diese Maschinen wanderten von Gehöft zu Gehöft, bis die ganze Ernte beendet war. Dann kaufte der deutsche Kommandant einen gewissen Teil davon und zahlte dafür bar und einen guten Preis. Schließlich wurde die Saat für das nächste Jahr unter der Aufsicht deutscher Fachmänner bestellt, die den Leuten vorzuberagen, was zu säen sei. Diese landwirtschaftlichen Vorkehrungen sehen nicht danach aus, als dächten die deutschen Generale an einen Rückzug von ihren gegenwärtigen Stellungen in Frankreich.

Schließlich ist es immer Organisation, die siegt, und in meiner Kriegserfahrung mit mehr als 25 der wirklichen Armeen der Welt habe ich nie etwas gesehen, was sich mit der Organisation der deutschen Armee vergleichen könnte. Ihr Verpflegeweisen, der Sanitätsdienst, der Etappendienst sind, jeder in seiner Art perfekt und eine unaufhörliche Quelle des Staunens für mich.

So sah ich in Laon mit Vollendung arbeitende Vorkochungen, um zu jeder Stunde des Tages und der Nacht 1000 Mann im Bahnhof speisen zu können. Man stelle sich nur vor, was das heißt — 1000 hungrigen Soldaten alles, was sie zum Essen brauchen, und allen Tee oder Kaffee, den sie trinken wollen, zu geben; sie alles mitnehmen zu lassen, was sie können, und diesen Betrieb immer für 1000 Mann, in jeder Stunde des Tages oder der Nacht, aufrechtzuerhalten. Und all dies, ohne den Zugdienst zu unterbrechen; denn die Einrichtungen sind so getroffen, daß die Züge direkt in die Speisehalle einlaufen.

Der Telephondienst ist ein anderer wundervoller Teil der deutschen Organisation, der mit Sieg gleichbedeutend ist. Nachts sah ich einmal in einem behaglichen Raum eines alten Schlosses, des Hauptquartiers der deutschen Armee, und lauschte einer Schlacht, die auf einer hundert Kilometer langen Front wüthete. Und nur, um eine Probe von dem zu geben, was möglich sei, ließ der General seine Offiziere verschiedene Punkte der Front telephonisch anrufen und Verbindung mit den Schützengräben herstellen. Ich hörte Schrapnell explodieren, ich hörte das Geknatter der Maschinengewehre, das Rauseln des Gewehrfeuers, und doch war der nächste Punkt 20 Kilometer und manche Punkte doppelt so weit. Welche Möglichkeiten der Befehlsgebung müssen sich ergeben, wenn der Armeekommandant oder gar der Kaiser selbst mit jedem Punkt auf der ganzen Gefechtslinie sprechen und seine Persönlichkeit in seine Befehle einfließen kann! Welche Fettersparnis im Vergleich zur alten Methode der galoppierenden Pferde und erschöpften Adjutanten!

Wenig Wunder, daß diese Offiziere noch stolzer sind auf das große Werk, das hinter der Feuerlinie geleistet wird, als auf das Fechten an der Front selbst. Es ist ein Wunderbares, diese Organisation hinter der Front. Niemand anderer in der Welt könnte diese Arbeit so gut leisten wie die Deutschen.

Und ich bin überzeugt, daß es die deutsche Organisation sein wird, die den großen Kampf gewinnen wird.

So urteilte der Amerikaner. Und es hat sich gezeigt, daß er recht hatte.

## Die Kämpfe an der Nordwestfront.

Im Spätherbst und zu Beginn des Winters waren keine größeren Kämpfe zu verzeichnen. In der deutschen Armee hate sich eine Änderung vollzogen: die Leitung des Generalstabes übernahm Anfang Dezember an Stelle des Generalobersten v. Molke Kriegsminister Generalleutnant v. Falkenhayn.

In der zweiten Dezemberwoche wurden die Kämpfe auf der ganzen Front lebhafter. So berichtete die oberste Heeresleitung am 12. Dezember:

In Flandern griffen gestern die Franzosen in Richtung östlich Langemark an. Sie wurden zurückgeworfen und verloren etwa 200 Tote, 340 Gefangene.

Unsere Artillerie beschloß Bahnhof Ypern zur Störung feindlicher Truppenbewegungen. Bei Arras wurden Fortschritte gemacht.

In Gegend Souain-Perthes griffen die Franzosen erneut ohne jeden Erfolg an.

Im Argonnenwald versuchten die Franzosen nach wochenlangem rein passiven Verhalten einige Vorstöße; sie wurden überall leicht abgewiesen. Dagegen nahmen die deutschen Truppen wiederum einen wichtigen französischen Stützpunkt durch Minenprengung. Der Gegner erlitt starke Verluste an Gefallenen und Verschwütteten; außerdem machten wir 200 Gefangene.

Bei Apremont, südöstlich Saint Mihiel, wurden mehrfache heftige Angriffe der Franzosen abgewiesen.

Auch am 15. Dezember 1914 wurde von Angriffen gegen die deutschen Stellungen bei Ypern gesprochen, die unter starken Verlusten für den Gegner abgewiesen wurden. Ebenso wurde bei Verdun und bei St. Mihiel schärfer gekämpft.

Am 18. Dezember Angriffe der Franzosen zwischen La Bassée und Arras sowie beiderseits der Somme, die unter schweren Verlusten für die Angreifer zurückgewiesen wurden. Allein an der Somme verloren die Franzosen 1200 Gefangene und mindestens 1800 Tote.

Am 21. Dezember sagte der amtliche Bericht:

Französische Angriffe bei Neuport wurden auch gestern abgewiesen.

Zwischen Richebourg l'Avoué und dem Kanal d'Yre à la Bassée griffen unsere Truppen die Stellung der Engländer und Inder an. Die feindlichen Schützengräben wurden gestürmt, der Feind aus seinen Stellungen unter schweren Verlusten geworfen. Wir erbeuteten ein Geschütz, fünf Maschinengewehre, zwei Minenwerfer und nahmen 270 Engländer und Inder, darunter zehn Offiziere, gefangen.

Der bei Notre-Dame de Lorette am 18. Dezember an den Gegner verlorene Schützengraben ist zurückerobert.

In der Gegend Souain-Massiges (nordöstlich Chalons) griffen die Franzosen gestern heftig an und drangen an einer Stelle bis in unseren Vorgraben vor. Ihre Angriffe brachen jedoch sämtlich in unserem Feuer zusammen; vier Offiziere, 310 Mann ließen die Franzosen in unserer Hand, eine große Zahl gefallener Franzosen liegt vor unseren Stellungen.

In den Argonnen nahmen wir eine wichtige Waldhöhe bei Le Four de Paris, eroberten drei Maschinengewehre, eine Revolverkanone und machten 275 Franzosen zu Gefangenen.

Die mit großer Heftigkeit geführten Angriffe der Franzosen nordwestlich Verdun scheiterten gänzlich.

Die große Reagbarkeit der Franzosen vor unserer ganzen Front ist erklärlich durch folgenden, bei einem gefallenen französischen Offizier gefundenen Heeresbefehl des Generals Joffre vom 17. Dezember 1914:

„Armeebefehl vom 17. Dezember 1914:

Seit drei Monaten sind die heftigen und ungezügelten Angriffe nicht imstande gewesen, uns zu durchbrechen. Überall haben wir ihnen siegreich widerstanden. Der Augenblick ist gekommen, um die Schwäche auszunutzen, die sie uns bieten, nachdem wir uns verstärkt haben an Menschen und Material. Die Stunde des Angriffes hat geschlagen. Nachdem wir die deutschen Kräfte in Schach gehalten haben, handelt es sich darum, sie zu brechen und unser Land endgültig von den Eindringlingen zu befreien.

Soldaten! Mehr als jemals rechnet Frankreich auf euren Mut, eure Energie und euren Willen, um jeden Preis zu siegen. Ihr habt schon gestegt an der Marne, an der Aisne, in Lothringen und in den Vogesen. Ihr werdet zu siegen verstehen bis zum schließlichen Triumph.

Joffre.“

Also eine französische Offensive. Sie wurde an allen Punkten, an denen die Franzosen angriffen, zurückgewiesen, und zwar mit schweren Verlusten für die Angreifer.

Zu Beginn des neuen Jahres hatten infolge schlechten Wetters die Kämpfe etwas nachgelassen; da und dort erfolgten Angriffe deutscher, wie französischer und englischer Truppen, die bald diesem, bald jenem einen kleinen Vorteil brachten. Am 7. Jänner wurde weiteres Vordringen der deutschen Truppen im Argon-

nenwald gemeldet. Am 9. Jänner wurde berichtet:

Im Ostteile der Argonnen machten unsere Truppen einen erfolgreichen Sturmangriff, nahmen 1200 Franzosen gefangen und erbeuteten einige Minenwerfer und einen Bronzemörser; schlesische Jäger, ein lothringisches Bataillon und hessische Landwehr zeichneten sich hierbei aus.

Bei Soissons an diesen und den näch-

rückgetrieben. 14 französische Offiziere und 1130 Mann wurden gefangen genommen, vier Geschütze, vier Maschinengewehre und ein Scheinwerfer erobert.

Eine glänzende Waffentat unserer Truppen unter den Augen ihres Allerhöchsten Kriegsherrn!

Die Gesamtbeute aus den Kämpfen des 12. und 13. Jänner nordöstlich Soissons hat sich nach genauerer Feststellung erhöht auf 3150 Gefangene, acht schwere Geschütze, eine Revolverkanone, sechs Maschinengewehre und sonstiges Material.

Am 15. Jänner wurde ausführlicher gemeldet:

Französische Angriffe beiderseits Notre-Dame de Lorette nordwestlich Arras wurden von unseren Truppen abgewiesen. Ein vor acht Tagen bei Ecurie nördlich Arras dem Feinde entrissener, von Teilen einer Kompagnie besetzter Schützengraben ging uns gestern verloren. Die Kämpfe an dieser Stelle sind heute wieder im Gange.

Nördlich und nordöstlich Soissons ist das nördliche Wisneufer von Franzosen endgültig gesäubert worden. Die deutschen Truppen eroberten in ununterbrochenen Angriffen die Orte Cuffies, Croun, Bucy le Long, Missy und die Gehöfte Baurgot und Berrerie.

Unsere Beute aus den dreitägigen Kämpfen nördlich Soissons beläuft sich jetzt auf rund 5200 Gefangene, 14 Geschütze, sechs Maschinengewehre und mehrere Revolverkanonen. Die Franzosen erlitten schwere Verluste. 4000 bis 5000 tote Franzosen wurden auf dem Kampffelde gefunden. Der Rückzug südlich der Wisne lag unter dem Feuer unserer schweren Batterien.

Wie sehr sich die Verhältnisse gegen frühere Kriege verschoben haben, zeigt ein Vergleich der hier besprochenen Kämpfe mit den Ereignissen von 1870. Wenn auch die Bedeutung der Gefechte nördlich Soissons mit derjenigen der Schlacht vom 18. August 1870 nicht zu vergleichen ist, so entspricht doch die Breite des Kampffeldes annähernd der von Gravelotte-St. Privat. Die französischen Verluste aber vom 12. bis 14. Jänner 1915 übersteigen aller Wahrscheinlichkeit nach die der



General Joffre in Unterredung mit einem Landsturmmann, der früher seine Ordonnanz war.

sten Tagen erfolglose französische Angriffe. Am 12. und 13. folgte ein deutscher Gegenangriff, über den am 14. Jänner mitgeteilt wurde:

In Fortsetzung des Angriffes vom 12. Jänner nordöstlich Soissons griffen unsere Truppen erneut auf den Höhen von Wregny an und säuberten auch diese Hochfläche vom Feind. In strömendem Regen und tief aufgeweichtem Lehmboden wurde bis in die Dunkelheit hinein Graben auf Graben im Sturm genommen und der Feind bis an den Rand der Hochfläche zu-

Franzosen am 18. August 1870 um ein beträchtliches.

Feindliche Angriffe nördlich von Verdun bei Consenvoye scheiterten. Mehrere Vorstöße gegen unsere Stellungen bei Ailly südöstlich St. Mihiel wurden durch Gegenangriffe, nachdem sie stellenweise bis in unsere vordersten Gräben geführt hatten, unter schweren Verlusten für den Feind zurückgeschlagen. Im letzten Nachstoß eroberten unsere Truppen die feindlichen Stellungen, die aber nach Wiederaufbau unserer eigenen Stellung freiwillig und ohne Kampf während der Nacht wieder aufgegeben wurden.

Die Angriffsversuche der Gegner auf dem Westkriegschauplatz, die daraufhin einsetzten,

laufen. — Unsere Gesamtverluste im gleichen Zeitraume erreichen noch nicht ein Viertel dieser Zahl.

\*

### Die Schlacht bei Soissons.

Wie aus den amtlichen Berichten hervorgeht, haben die Kämpfe um Soissons, die wohl den Namen einer Schlacht verdienen, zu einem beachtenswerten Erfolg für die deutschen Truppen geführt, die dort unter Leitung des Generals der Infanterie v. Lochow und des Generalleutnants Wichura kämpften.

Während des Stellungskrieges der letzten Monate des Jahres 1914 hatten die Franzosen



Deuts. Westfront.

Transport verwundeter und gefangener Franzosen hinter die deutsche Front.

haben die deutsche Heeresleitung in keiner Weise behindert, alle von ihr für zweckmäßig erachteten Maßnahmen durchzuführen. Sie haben dem Feinde an keiner Stelle irgend nennenswerten Gewinn gebracht, während unsere Truppen nördlich La Bassée, an der Aisne und in den Argonnen recht befriedigende Fortschritte zu verzeichnen hatten.

Die feindlichen Verluste während der letzten vier Wochen betragen an von uns gezählten Toten etwa 26.000 und an unverwundeten Gefangenen 17.860 Mann; im ganzen werden sie sich, wenn man für die Berechnung der Verwundeten das Erfahrungsverhältnis von 1 : 4 einsetzt, abgesehen von Kranken, nicht beobachteten Toten und „Vermissten“, auf mindestens 150.000 Mann be-

in der Gegend von Soissons aus einem Gewirr von Schützengräben bestehende Stellungen inne, die sich auf dem rechten Aisne-Ufer brückentopffartig nordwärts ausdehnten.

Auf dem Westflügel des in Frage kommenden Kampffeldes — so sagt der deutsche Generalstabsbericht — steigt westlich der Bahn Soissons—Laon aus dem breiten Flußtal eine vielfach zerklüftete und reichbewaldete Höhe empor, auf deren oberstem Teile die Gräben von Freund und Feind einander dicht gegenüberlagen, beide Teile bestrebt, sich durch Sappenangriff in den Besitz des höchsten Punktes zu setzen. Östlich der Höhe liegt zu ihren Füßen im Tale das Dorf Crouy; an diesem vorbei zieht in einem tief eingeschnittenen Grunde die Bahn Soissons—Laon nordwärts. Dicht östlich

der Bahn ist eine Reihe von Steinbrüchen, in denen sich die deutschen Soldaten meisterhaft eingebaut hatten. Die sogenannte Steinbruchstellung bildet den westlichen Ausläufer der Hochfläche von Bregny, die sich lang und breit östlich der Bahn ausdehnt und die in ihrem ganzen südlichen Teile in französischem Besitz war. Von der Flußseite her schneiden mehrere lange und tiefe Schluchten in die Hochfläche ein.

In ihnen fand die schwere Artillerie der Franzosen eine sehr günstige Aufstellung. Die am Rande der Hochfläche auf Bäumen hinter Stahlblenden und Brustpanzern sitzenden Beobachter lenkten das Feuer der schweren Geschütze flankierend gegen die deutschen Stellungen auf der genannten bewaldeten Höhe. Diese Flankenfeuer richtete sich vor allem gegen die Schützengräben des Leibregiments und war am ersten Weihnachtsfeiertage ganz besonders heftig. Unter ungeheurem Munitionsaufwand setzte es am 7. Jänner 1915 erneut ein; die brave Truppe hatte viel zu leiden; eine Stellung, der sogenannte Maschinengewehrgraben, wurde buchstäblich vom feindlichen Feuer eingeebnet, die darin befindlichen Maschinengewehre wurden verschüttet. Nach dieser Feuerbereitung schritt der Gegner am 8. Jänner zum Angriff. Er drang auf einer Frontbreite von etwa 200 Meter in den deutschen Schützengraben ein und konnte trotz zahlreicher Versuche daraus nicht wieder vertrieben werden. Es kam hier in den Tagen und Nächten bis zum 11. Jänner zu außerordentlich heftigen Nahkämpfen, wie sie erbitterter und blutiger kaum gedacht werden können; hier kämpfende Turkos fochten nicht nur mit Gewehr und Bajonett, sondern bißen auch und stachen mit dem Messer.

Die Lage drängte zu einer Entscheidung. Am 12. Jänner setzten die deutschen Truppen zu einem Gegenangriff ein, der sich zunächst weniger gegen die bewaldete Höhe selbst, als gegen die beiderseits anschließenden französischen Stellungen richtete. Schlag 11 Uhr erhoben sich zunächst aus der Steinbruchstellung die deutschen Soldaten, die in den Monaten des Harrens und Schanzens von ihrem Angriffsgeiste nichts eingebüßt hatten, und entziffen in kühnem Ansturm dem Feinde seine zunächst gelegenen Schützengräben und Artilleriebeobachtungsstellen. Sogleich ließ das französische Flankenfeuer gegen die bewaldete Höhe nach.

Das Hauptziel dieses ersten Angriffes war kaum erreicht, als eine Stunde später — 12 Uhr mittags — auf dem äußersten rechten Flügel die deutschen Schützen sich erhoben und im siegreichen Vorschreiten ein Kilometer Gelände gewannen. Nunmehr wurde auch zum Angriff gegen die bewaldete Höhe angesetzt, der Fran-

zose zuerst aus den deutschen, dann aus seinen eigenen Gräben hinaus- und die Höhe hinuntergeworfen, wo er sich auf halbem Hange wieder setzte.

Wie aus Gefangenausagen hervorgeht, glaubten die Franzosen, daß die erwartete Fortsetzung des deutschen Angriffes von der bewaldeten Kuppe, also vom rechten deutschen Flügel, ausgehen würde. In Erwartung eines Stoßes aus dieser Richtung warfen sie namhafte Verstärkungen nach dieser Stelle. Von den obersten französischen Beobachtungsstellungen aus, wo das ganze Wisnetal samt Soissons mit Kathedrale zu Füßen liegt, konnte das Herankommen dieser Reserven auf Kraftwagen und mit Eisenbahn gut beobachtet werden.

Der deutsche Angriff erfolgte am 13. Jänner, aber an ganz anderer Stelle. Völlig überraschend für den Gegner war es Mitte und linker Flügel der Deutschen, die sich als Angriffsziel die Besitznahme der Hochfläche von Bregny gesetzt hatten, auf der sich der Feind in einem ganzen System von Schützengräben eingerichtet hatte und ganz sicher zu fühlen schien.

Wiederum war es der Schlag der Mittagsstunde, der hier die deutschen Truppen zu neuen Taten aufrief. Punkt 12 Uhr kam Leben in die deutschen Gräben, es folgte ein mächtiger Sprung; 12 Uhr 3 Minuten war die erste Verteidigungslinie der Franzosen, 12 Uhr 13 Minuten die zweite genommen, ein Flankenangriff von dem Wald von Bregny kam bei der Schnelligkeit des Vorgehens gar nicht mehr zur Wirkung, und am späten Nachmittage des dreizehnten war der ganze Hochflächenrand in deutscher Hand. Der Feind vermochte sich nur noch in den Mulden und auf den zum Wisnetal hinabfallenden Hängen zu halten.

Das Gelingen dieses deutschen Angriffes brachte die in Gegend der bewaldeten Höhe gegen den deutschen rechten Flügel vordringenden Franzosen in eine verzweifelte Lage. Denn als am 14. Jänner der äußerste rechte Flügel der Deutschen seinen umfassenden Angriff wieder aufnahm, und aus der Mitte — über Crouy — deutsche Truppen nun westwärts einschwenkten, da blieb den gegen die bewaldete Höhe vorgebrungenen Franzosen nichts anderes übrig, als sich zu ergeben. Ein Zurück gab es jetzt nicht mehr, da die deutsche schwere Artillerie das Wisnetal beherrschte. Am gleichen Tage wurde der Feind auch von den Hängen der Höhen von Bregny hinuntergeworfen, soweit er nicht schon während der Nacht gegen und über die Wisne zurückgeschludert war.

Eine Kompanie des Leibregiments drang bei Dunkelheit sogar bis in die Vorstädte von Soissons ein. Deutsche Patrouillen säuberten das ganze Vorgebiet bis zur Wisne vom



Feinde; nur in dem Flußbogen östlich der Stadt vermochten sich französische Abteilungen noch zu behaupten.

In den mehrtägigen Kämpfen bei Soissons wurde der Feind auf einer Frontbreite von etwa 12 bis 15 Kilometer um zwei bis vier Kilometer zurückgeworfen trotz seiner starken Stellungen und trotz seiner numerischen Überlegenheit. Auf seiner Seite hatten die 14. Infanterie- und 55. Reservedivision, eine gemischte Jägerbrigade, ein Territorialinfanterieregiment, außerdem Turkos, Zuaven und marokkanische Schützen gekämpft. Von dieser Truppenmacht gerieten mehr als 5000 Mann in deutsche Gefangenschaft; die Kriegsbeute war sehr ansehnlich. Es wurden erobert 18 schwere, 17 leichte Geschütze, ferner Revolverpanzer, zahlreiche Maschinengewehre, Leuchtpistolen, Gewehr- und Handgranaten, endlich außerordentlich große Mengen von Infanterie- und Artilleriemunition.

Diesen glorreichen Kampf führte die deutsche Truppe nach langen Wochen des Stillstehens in einem Winterfeldzuge, dessen Bitterung Regenschauer und Sturmwinde waren. Auch an den Kampftagen selbst hielten Regen und Wind an. Die Märsche erfolgten auf grundlosen Wegen, die Angriffe über lehmige Felder, durch verschlammte Schützengräben und über zerklüftete Steinbrüche. Vielfach blieben dabei die Stiefel im Kot stecken, der deutsche Soldat suchte dann barfuß weiter.

Was die deutsche wundervolle Truppe — zwar schmutzig anzusehen, aber prachtvoll an Körperkraft und kriegerischem Geiste — da geleistet hat, ist über alles Lob erhaben. Ihre Tapferkeit, ihr Todesmut, ihre Ausdauer und ihr Heldensinn fanden gebührende Anerkennung dadurch, daß ihr oberster Kriegsherr, der in jenen Stunden unter ihnen weilte, die verantwortlichen Führer noch auf dem Schlachtfelde mit hohen Ordensauszeichnungen schmückte.

\*

Einem Feldpostbrief eines Hamburgers ist das folgende passende Einzelbild aus den Kämpfen bei Soissons zu entnehmen:

Höhle Hamburger Hafen, 15.änner: Es ist uns gelungen, dem Gegenstoß zu widerstehen und darauf einen gewaltigen Vorstoß zu machen. Unsere Artillerie hat von morgens bis abends gekämpft, so daß die französische zuletzt vollständig schwiem und ausrückte.... Meine Höhle ist mit einem Schläge ein Sammelpunkt von Offizieren geworden und führt seit mehreren Tagen den Namen „Feldartillerie-Telephonzentrale“. Aus dem Namen geht wohl schon genug hervor. Sämtliche Befehle gehen hier durch meine Leitungen, und ich habe mit meinen beiden Unteroffizieren ununterbrochen zu verbinden und zu übermitteln. Von der vorbesten Kampflinie bis ganz hinten zum Armeoberkommando und zur Division rasen die Gespräche hin und her, wichtige Befehle, geheime Befehle jagen sich mit Beobach-

tungsangaben der Infanterie, die unser Artilleriefeuer auf die wichtigsten Punkte leiten. Hand in Hand arbeiten wir mit unseren tapferen Schützen. Befehlsempfänger, Meldebegänger laufen ein und aus, jeder eine wichtige Meldung bringend, die sofort zur 1., 2., 3. Feldbatterie oder zur 15-Jentimeter-Haubitzbatterie oder eiligt zur Fußartillerie fliegen sollen. Man kommt nicht zum Aufatmen. Der Schweiß siedet in dicken Tropfen auf der Stirn, aber mit eiserner Energie hängt man an den Drähten, redend, rufend, brüllend, schimpfend, unangenehm, ohne Pause.

Draußen das wilde Loben der Schlacht, brüllende Kanonen, pfeisende Geschosse, plagende Granaten, ein wildes Brummen und Beben der ganzen Erde, der ganzen Luft. Da, ein Getöse wie in der Unterwelt, unsere Höhle scheint einstürzen zu wollen, von der Felsbede stürzen faustgroße Steine, der Atem stockt, und ein entsetzlicher Druck in der Brust scheint einem die Brust einbrüden zu wollen. Was ist das? Die jungen Krieger beben und erbleichen, aber ein kurzer, vielglänzender Blick der alten Krieger, und die jungen Krieger, die eine richtige Schlacht noch nicht mitgemacht haben, werden wieder ruhig und arbeiten weiter. Es ist ja auch nur eine kleine Stinkbombe von 24 Zentimeter, die hier in unserer Nähe eingeschlagen ist. Der erfahrene Krieger weiß, daß sie nicht direkt auf die Höhlende geschlagen ist, und läßt sich darum in seinem Gepräch gar nicht stören, denn er weiß, daß jeder verzögerte Befehl viel deutsches Blut kosten kann. Unterdes wogt die Schlacht hin und her: „Unsere Infanterie geht zurück und hat die Fühlung verloren. Die 1. und 3. Kompagnie vom Regiment... sind verschwunden“ oder „Höhe... soll sofort im Sturm genommen werden!“ „Das 1. Bataillon kriegt Plantenfeuer, die Verluste sind schwer, sofort... zur Hilfe.“ „Artillerie soll sofort das Feuer 300 Meter voraus verlegen, da eigene Infanterie gefährdet wird.“ „Hauptmann X. eben gefallen, Leutnant Sundso übernimmt das Kommando!“ „Feldartillerie sofort Schnellfeuer auf Höhe...! Auf Straße... — auf davonagoloppernde Artillerie!“ Zwei Minuten später ist die Straße in Pulverdampf eingewickelt, aber immer weiter rasen die Geschosse in dichtgeballte Pferde- und Menschenhaufen. Pferde rasen in wilder Panik davon, Menschen kommen unter umgestürzten Geschützen und Proken heraufgetrieben, um sich humpelnd in Deckung zu flüchten, beinahe gelingt's. Da, ein kleines weißes Wöllchen, und die wandende Gestalt bricht zusammen, und alles um sie herum. Das war eins unserer Feldschrapnells.

Der Rauch hat sich verzogen, unsere Artillerie schießt schon lange auf lohnendere Ziele, aber auf der Rue... liegt eine französische Feldbatterie zur ewigen Ruhe gebettet. „Surra!“ brüllt ein Telephonist. Schnell ruft er zur Erklärung: „Cufftes vollständig genommen, auch Höhe...“ (eine kleine Festung). Momentane Begeisterung im „Hamburger Hafen“, dann wird mit demselben Eifer, derselben Ruhe der Dienst am Telephon fortgesetzt. Der Nachmittag ist da. Wir haben große Erfolge erzielt. Kein Mensch kommt auf den Gedanken, Mittag essen zu wollen. Nur schwarzer Kaffee wird getrunken, von früh bis spät, das Einzige, was einen aufrecht hält. Die feindliche Artillerie stellt langsam das Feuer ein, aber unsere arbeitet womöglich noch heftiger. Plötzlich der dringende Befehl: „Gesamte Artillerie die Orte Crou und Buzot sturmreif machen!“ Um 2-40 Uhr ist Crou nach heißem Kampf genommen und von den tapferen Feldgrauen besetzt. Zwei Stunden später ist Buzot sturmreif und gestürmt unter geringen Verlusten. Eine Stunde später, nachdem die Glasfabrik furchtlich zusammengefallen wurde von unserer Artillerie, fällt auch sie in unsere Hände. Das war ein starker Stützpunkt der Franzosen, nun ist kein Halten mehr da drüben. In wilden Haufen rennen die französischen Schützen auf die Aisne zu und drängen



Die Kämpfe im Argonnenwald. Angriff deutscher Truppen auf ein französisches Bataillon.

Nach einer Originalzeichnung von E. M. M. M.

THEO WATKINS  
1/2 1914

Briefsteller.	<p align="center"><b>Allgemeiner deutscher Muster-Briefsteller</b></p> <p>und Universal-Haus-Sekretär für alle in den verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnissen, sowie im Geschäfts- und Privatleben vorkommenden Fälle. Unentbehrliches Handbuch für Jedermann. Von <b>Georg v. Gaal</b>. Vierzehnte Auflage. 54 Bogen. Groß-Oktav. Gebdn. K 7.20 = 6 M.</p>	<p align="center"><b>Neuest. Briefsteller und Rechtskonsulent für Frauen und Mädchen.</b></p> <p>Eine Anleitung, um alle im täglichen Leben gebildeter Frauen vorkommenden Aufsätze richtig zu verfassen und sich in den für das weibliche Geschl. besonders wichtigen Lebensverhältnissen und Rechtsangelegenheiten schnell und sicher zu orientieren. Von <b>Otto Müller</b>. Zweite Auflage von <b>Malvina v. Rübner</b>. 12 Bogen. Oktav. In Farbenbrudumschlag. Geh. K 1.50 = M. 1.25. Gebunden K 2.20 = 2 M.</p>
	<p align="center"><b>Georg v. Gaal's Kleiner Muster-Briefsteller</b></p> <p>und Haus-Sekretär für alle in den verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnissen, sowie im Geschäfts- und Privatleben vorkommenden Fälle. Zehnte Auflage. 20 Bogen. Oktav. Kart. K 2.40 = M. 2.25.</p>	<p align="center"><b>Der Erfolg.</b></p> <p>Damenbriefsteller für alle Fälle des Lebens und der Gesellschaft, besonders aber im Verkehr mit Herren. Von <b>Karola v. Capor</b>. 15 Bogen. Klein-Oktav. Gebdn. K 4.40 = 4 M.</p>
Anstands- Bücher.	<p align="center"><b>Der gute Ton.</b></p> <p>Anleitung, um sich in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens und der Gesellschaft als feiner, gebildeter Mann zu benehmen. Von <b>Johann Eder v. R . . .</b> 5th. Fünfte Auflage. 9 Bogen. Oktav. Geh. K 1.30 = M. 1.20. — Gebdn. K 2.50 = M. 2.20.</p>	<p align="center"><b>Der Mann von Welt.</b></p> <p>Grundsätze und Regeln des Anstandes, der feinen Lebensart und der wahren Höflichkeit für die verschiedenen Verhältnisse der Gesellschaft. Von <b>J. G. Wenzel</b>. Fünfzehnte Auflage. 12 Bogen. Oktav. Geh. K 1.30 = M. 1.20. Gebdn. K 2.50 = M. 2.20.</p>
	<p align="center"><b>Der gute Ton für Damen.</b></p> <p>Eine Anleitung, sich in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens und der Gesellschaft als wohlzogene, gebildete Dame zu betragen. Von <b>Malvine v. Steinau</b>. Sechste Auflage. 9 Bogen. Oktav. Geh. K 1.30 = M. 1.20. Gebdn. K 2.50 = M. 2.20.</p>	<p align="center"><b>Leitfaden für junge Mädchen</b></p> <p>beim Eintritt in die Welt. Von <b>Malvine v. Steinau</b>. 2. Auflage. 8 Bogen. Oktav. Geh. K 1.30 = M. 1.20. Gebdn. K 2.50 = M. 2.20.</p>
Wunsch- Bücher.	<p align="center"><b>Das Buch der Glückwünsche</b></p> <p>für jedes Alter und alle Erinnerungstage des gesellschaftlichen und Familienlebens. Mit mehr als 270 Gratulationsbeispielen in Prosa und Versen und einem Anhang von Toasten und Trinksprüchen zu allen Anlässen. Von <b>Christine Vorm</b>. 12 Bogen. Oktav. Gebdn. K 1.65 = M. 1.50.</p>	<p align="center"><b>Universal- Gratulations-Buch.</b></p> <p>Enthaltend auserlesene Glückwünsche in Prosa und Versen für alle erfreulichen Ereignisse im Leben, alle Stände und jedes Alter. Von <b>Otto Müller</b>. 8. Auflage. 10 Bogen. Oktav. Geh. K 1.20 = M. 1.10. Kart. K 1.40 = M. 1.25.</p>
	<p align="center"><b>Deutsches Wunsch- buch.</b></p> <p>Die schönsten Glückwünsche guter deutscher Knaben und Mädchen für ihre Lieben. Von <b>Julius Pariseh</b>. 9 Bogen. Oktav. Geh. K 1.60 = M. 1.50. Gebdn. K 2.40 = M. 2.25.</p>	<p align="center"><b>Das gratulierende Kind.</b></p> <p>Kleines Gratulationsbuch für die liebe Jugend, enthaltend Glückwünsche in Versen und Prosa zu Neujahrs- und Geburtstagsfesten, sowie Weihnachtswünsche aller Art. Von <b>Otto Müller</b>. Fünfte Auflage. 6 Bogen. Oktav. Geh. 50 h = 50 Pf.</p>

**Praktische  
Anleitung zum rationellen Be-  
triebe des Obstbaues.**

Bearbeitet von Josef Schäbig, Niederösterreichischer Landes-Obstbauinspektor. Vierte Auflage. Mit 5 kolorierten Tafeln und 339 Textabbild. Geb. 6K = M. 5.50

**Der Erwerbs-Obstbau.**

Seine Förderung und praktische Ausführung durch Landwirte, Gärtner und Gartenfreunde. Beschrieben von Dr. Ernst S. Rühr. Mit 112 Abbildungen im Texte und 4 Tafeln. 22 Bogen. Groß-Oktav. Geh. K 6.60 = 6 M. Gebdn. K 8.25 = M. 7.50.

**Der Hausgarten als natur-  
wissenschaftliches Praktikum.**

Von W. Henz. Mit vielen Abbildungen. 12 Bogen. Klein-Oktav. Gebdn. K 2.20 = 2 M.

**Volksbienenzucht.**

Eingehende Belehrung über ertragreiche Behandlung der Klopse, Bretter, Lagerbeute und des Strohflechens, nebst Berücksichtigung des Überganges zum Mobilbau. Von W. Starzka, praktischer Bienenzüchter. Mit 100 Abbild. 10 Bogen. Groß-Oktav. Geh. K 2.40 = M. 2.25

**Erfolgreicher Gemüsebau im  
Hausgarten.**

Ein Leitfaden für jeden Gartenbesitzer in der Stadt und auf dem Lande.

Einfache Kulturanleitungen für 60 verschiedene Gemüserarten. Von Otto Bränders. Mit 100 Abbild. 10 Bogen. Oktav. Geh. K 2.20 = 2 M. Gebdn. K 3.30 = 3 M.

*Dritte Auflage.*

**Luftfeuerwerkerei**

für Berufsfeuerwerker und Liebhaber.

Gründliche Anweisung zur Herstellung aller gegenwärtig gebräuchlichen Feuerwerkskörper und deren Zusammenstellung zu Feuerwerken. Mit 391 verschiedenen Kompositionen und Angabe der Bereitung aller im Handel schwer erhältlichen Präparate. Von Hartmann Falbesoner. Mit 100 Abbildungen. 16 Bogen. Oktav. Geh. K 5.50 = 5 M. Gebdn. K 6.60 = 6 M.

**Das Perpetuum mobile.**

Eine Beschreibung der interessanten, wenn auch vergeblichen, aber doch immer sinnreichen und belehrenden Versuche, eine Vorrichtung oder Maschine herzustellen, welche sich beständig ohne äußere Anregung, von selbst in Bewegung erhalten soll. Von A. Daul. Mit 37 Abbild. 10 Bogen. Oktav. Geh. K 2.20 = 2 M.

**Die modernen Sprechmaschinen**

(Phonograph, Graphophon und Grammophon), deren Behandlung und Anwendung. Praktische Ratschläge für Interessenten. Von Alfred Parzer-Mühlbacher. Mit 105 Abbild. 9 Bogen. Oktav. Gebdn. K 3.30 = 3 M.

**Wie gestaltet sich das Wetter?**

Eine praktische Anleitung zur Vorausbestimmung der Witterung. Von F. Timm. Mit 74 Abbild. 12 Bogen. Oktav. Geh. K 2.20 = 2 M. Gebdn. K 3.30 = 3 M.

**Der Dilettant auf allen Gebieten.**

Die Kunst der Öl-, Aquarell-, Holz-, Stein-, Porzellan- und Stoffmalerei, des Zeichnens, der Bau- sägerei in Holz und Metall, Schnitzerei, Einlegearbeit, der Pyrographie, des Ägens in Metall und Eisenblech, des Kolorierens von Photographien, der Glasmalerei, des Photographierens usw. usw. Von Kand. Freitag. Mit 100 Abbildungen. Zweite Auflage. Oktav. Gebestet K 3.30 = 3 M. Gebdn. K 4.40 = 4 M.

**Preisermäßigung der Zeitschriften:**

**Deutsche  
Rundschau für  
Geographie.**

Jahrgang 1—35 (1878—1913).  
Jeder Jahrgang gebestet 15 K =  
M. 13.50

Drei Jahrgänge  
gebestet . . . . . à K 6.60 = 6 M.  
gebunden . . . . . à K 8.50 = 8 M.

Alle 35 Jahrgänge auf einmal be-  
zogen,  
gebestet . . . . . 201 K = 170 M.  
gebunden . . . . . 278 K = 240 M.

**Der Stein der Weisen.**

Unterhaltung und Belehrung aus allen  
Gebieten des Wissens. Reich illustriert.

Jahrgang 1—23 (1889—1910).

Gebestet:

Ein Jahrgang (statt K 14.40 =  
12 M.) nur . . . . . 6 K = 5 M.  
3 Jahrgänge zus. . . . . 15 K = 13 M.  
10 Jahrgänge zus. . . . . 45 K = 39 M.  
Alle 23 Jahrgänge zus. . . . . 90 K = 78 M.

Gebunden:

Ein Jahrgang (2 Bde.) (statt  
20 K = 17 M.) nur . . . . . 10 K = 8.50 M.  
3 Jahrgänge (6 Bde.) zus. 27 K = 23 M.  
10 Jahrgänge (20 Bde.) zus. 81 K = 69 M.  
alle 23 Jahrg. (46 Bde.) zus. 160 K = 136 M.

**Neueste  
Erfindungen und  
Erfahrungen.**

Jahrgang 1—41 (1873—1914).

Jeder Jahrgang gebestet 10 K =  
M. 8.50

Drei Jahrgänge geh. à K 7.20 =  
M. 6.50

Alle 41 Jahrgänge auf einmal,  
gebestet 215 K = M. 185.—

Sämtliche Jahrgänge sind auch ge-  
bunden zu haben. Einbandzuschlag  
pro Jahrgang 2 K = M. 1.75

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen aus:

**A. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig**

